

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Paradiesvogel.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Paul Oskar Höcker.

Ganz so kameradschaftlich — so wunschlos kameradschaftlich, wie Gernot sich's im Entstehen dieser Freundschaft eingeredet hatte — war es zwischen ihm und der jungen Baronin doch nicht geblieben. Sie hatte so völlig Besitz von ihm und Sabine ergriffen, daß ihm oftmals, in einer plötzlichen Erinnerung an Sabinens Mutter, der Atem stockte. Es stand jetzt zum ersten Male etwas in seinem Leben, das er mit der innigen Huldigung für die Verbliebene nicht recht in Einklang bringen konnte. Sabinens wegen erschien ihm das wie eine Verfündigung an dem Heiligtum, das sie sich beide in lichten Wehestunden errichtet hatten. Er sah die Gefahr täglich, stündlich wachsen. Aber schon war der Einfluß der Freundin zu groß, ihre liebenswürdige Macht zu stark, zu bestreichend, als daß er sich ihr noch hätte entziehen können. Und prüfte er sich ehrlich, so wollte er es auch gar nicht mehr.

Anderen, die Augen hatten, war es natürlich auch nicht entgangen. Der große Galeotto ging ja in allen Kreisen des Berliner Westens um. Unmöglich, daß ihm zwei so markante Ausnahmeerscheinungen entgingen wie der feuerköpfige Reichstagsabgeordnete, dessen Name im letzten Winter besonders durch die große Kunstdebatte vollständig geworden war, und wie die pikante blonde junge Freifrau, deren geschiedene Ehe noch immer das lockende Thema von hundert dunklen Vermutungen bildete.

Die einzige auch heute noch ganz und gar Arglose war Sabine. Vielleicht weil sie allein von allen die tiefe Innigkeit kannte, die zwischen den Eltern geherrscht hatte, und weil sie bis in die letzten Monate hinein die verschwiegene Zeugin des unendlichen Herzeleids gewesen war, das sich nach dem Tod der Mutter in ihres Vaters völliger Vereinsamung ausgeprägt hatte.

Heute hatte die kleine Kavalkade einen Zuwachs erhalten: mit Herrn von Wjtschnewski waren Schwester und Schwager erschienen — Frau Berte von Zielerhorst-Trenklin, Sabinens Pensionsfreundin, eine glatte, mollige Puppenschönheit mit übertrieben kleinem Mund, und ihr Gatte, der junge Legationsrat, der vor acht Tagen aus Madrid herverseht worden war, ein magerer, fahnenblonder, ziemlich steifer Herr mit etwas entzündeten Augen.

Sabine hatte sich mit der Pensionsfreundin, die schon Mutter zweier Nangen und darauf nicht wenig stolz war, bereits mehrmals bei gegenseitigen Besuchen oberflächlich ausgesprochen. Im großen und ganzen waren sie beide von einander enttäuscht: Berte hatte trotz Madrid und spanischen

Hofes ihren kleinen Pensionsmädchengesichtskreis behalten, auch der junge Legationsrat, der sich so geflüstertlich bemühte, eine diplomatische Würde an den Tag zu legen, die ihm sein wenig bedeutendes Luheres durchaus nicht recht gestatten wollte, stimmte nicht ganz in den herzlichen, unbefangenen Ton ein, den sein Schwager gegen die Freundin seiner Frau anschlug. Und der Baronin von Gamp gegenüber verhielten beide sich von Anfang an stark zurückhaltend, wenn nicht ablehnend. Das Reitvergnügen war nun aber schon beim ersten Besuch verabredet worden, also ließen sie es korrekterweise dabei bewenden. Der Marineleutnant hatte dem Schwager und der Schwester durch persönliche Vorausbestellung bei Herrn von Soter gute Pferde gesichert. Da sie aber in den Wochen der Übersiedlung gar nicht zum Reiten gekommen waren, so fehlte ihnen die rechte Übung. Das steigerte nicht die Behaglichkeit, und der Trupp ward schon auf dem Hinweg zum Grunewald öfters auseinandergerissen.

So oft die im ersten Gliede in ein flotteres Galopp tempo fielen, wurde Frau Berte nervös. Sowohl Sabine als auch ihr Kavaliere waren aber noch nicht vorgeschritten genug in der Reitkunst, um ihre Pferde, wenn einmal eine schärfere Gangart angeschlagen war, zurückzuhalten. Es machte ihnen auch kein besonderes Vergnügen, immer wieder das Tempo zu verkürzen; es erschien ihnen viel reiterischer und schneidiger, auf den stillen Waldwegen die Tiere ausgreifen zu lassen. Immer wieder klangen daher Frau Aftas Mahnrufe an ihr Ohr: „Zügel nicht schlottern lassen — mehr beizäumen — mehr rechts stellen, kürzer machen die Pferde und Tempo halten!“

Es war ein heller Aprilmorgen, noch recht kühl und auch ziemlich windig, aber doch so sonnig, daß man sich inmitten der weiten Kiefernwaldungen, durch deren Geäst ein Klarblauer, sozusagen frischgewaschener Himmel lugte, fast sommerlich angemutet fühlte. Sabine war in bester Stimmung. Mit hellen Augen sah sie sich um. Das war ein Zwitschern im Geäst! Munter flogen die gefiederten Scharen vor der kleinen Kavalkade auf. Sie freute sich über das wechselnde Licht, die kühl entgegenstreichende Luft. Und dazu dieses wonnige Fliegen und Schweben und Wiegen, dieser eigene Rhythmus, zu dem sich Kopf und Reiter verbanden.

Afta empfand die Verpflichtung, ab und zu ein wenig zu warten, um dem neuen Paar, das zumeist einen beträchtlichen

Abstand hatte, Gesellschaft zu leisten. Sie stellten sich beide verschiedentlich recht ungeschickt an, und das machte Asta ungeduldig. Höflich nahmen sie ihre lebenswürdigen Hilfen wohl auf, aber doch kühl bis ans Herz hinan.

In „Onkel Toms Hütte“, dem sonst vielbesuchten, heute fast ganz leeren Reiterrendezvous, wurde eine kurze Frühstückstafel gemacht. Der Legationsrat und seine Frau kamen mit ihrer Verstimmung dabei nicht aus, denn der junge Wjshnewski war heute noch viel angeregter als sonst. Er erzählte allerlei Drolliges aus dem Marineleben, wodurch er Sabine und dann auch Asta zum Lachen brachte und dadurch allmählich zwang, auf seinen etwas ausgelassenen Ton einzugehen.

Auf seinen Vorschlag ward dann auch ein kleiner Spaziergang nach dem Ufer des schmalen, schilfbestandenen Waldsees ausgeführt; die Pferde, die in dem großen Stall der Wirtschaft eingestellt waren, bedurften der kleinen Ruhepause, noch mehr bedurfte ihrer Frau von Tielernhorst-Trenklin, die seit dem Absteigen ziemlich wehleidig und kleinlaut geworden war und sofort Arm in Arm mit ihrer Freundin voranschritt, ohne sich nach Frau von Gamp umzusehen. Die Baronin war von einem soeben aus Potsdam eingetroffenen Paar, das sie von der Rennbahn her kannte und begrüßte, im Gespräch festgehalten worden, und Sabine war der guten Meinung, daß die beiden Herren Asta Gesellschaft leisteten. Das war aber nicht der Fall; der Legationsrat hatte sich vielmehr dem Schwager allein zugesellt. Als Asta sich von den Potsdamern verabschieden wollte, sah sie die beiden Paare schon in zu großer Entfernung, als daß sie Neigung gehabt hätte, ihnen zu folgen. Sie wartete ihre Rückkehr also in einem anscheinend ganz flotten und interessierten Gespräch mit den Bekannten ab. Aber mit ihren Gedanken war sie nicht dabei. Und immer wieder wanderten auch ihre Blicke hinter den beiden Paaren drein. Sie empfand, nein sie wußte, daß jetzt da unten am Seeufer niemand anders als sie das Thema bildete. Es war ihr nicht entgangen, daß das Ehepaar Tielernhorst-Trenklin ihr wenig freundschaftlich gesinnt war.

Was sprachen sie jetzt wohl über sie? Was wußten sie von ihr?

Ein trotziger Zug erschien auf ihrem Antlitz. Jedenfalls war mit den beiden eine neue Gefahr für sie aufgetaucht!

Als sie wieder im Sattel saßen, bemerkte Asta, daß Sabine stark verstimmt war. Sabine fügte sich auch durchaus nicht dem Wunsche ihrer Freundin, die auf dem kürzesten Wege nach Berlin zurückkehren wollte. Sie setzte zum ersten Male, seitdem Asta sie kannte, ihr Köpfchen durch. „Wenn du zu müde bist, Berte, dann mag ich dir nicht zureden. Reite mit deinem Mann zurück, wir machen noch eine Schleife nach der Havel hinunter und folgen über die Bichelsberge.“

„Allein, mit fremden Pferden?“ fragte der Legationsrat ängstlich. „Nein, das ist mir zu verantwortlich.“

„Unter militärischer Bedeckung natürlich!“ sagte Sabine, den Oberleutnant mit einem besonderen Blick streifend. „Entscheide dich also, liebe Berte!“ Das kam wieder ziemlich kurz und bestimmt von Sabinens Lippen.

Der Erfolg war, daß der Legationsrat und seine Frau sich fügten. Aber sie taten es beide mit steinerer Miene. Da auf der weiteren Tour Herr von Tielernhorst-Trenklin im vorderen Gliede ritt, mußte Asta mit Sabinens Freundin die Nachhut bilden. Es war eine böse Stunde für sie. Ihre ganze gesellschaftliche Kunst scheiterte hier: die junge Frau setzte eine unnahbare Miene auf und gab auf die Bemerkungen der Baronin nur ganz kurz abgerissene, hochmütige Antworten.

Es lockte in Asta. Und eine nervöse Ungeduld bemächtigte sich ihrer mehr und mehr: so oft die drei da vorn aus dem Trab oder dem Galopp in die Schrittgangart fielen, begann eine lebhafteste Debatte zwischen ihnen. Asta entnahm es ein paar heftigen, ganz unreiterischen Bewegungen Sabinens, bei denen ihr Fuchs erschrocken zu tänzeln begann, daß sie sehr erregt war. Offenbar verteidigte sie irgend etwas gegen Angriffe, die Tielernhorst-Trenklin vorbrachte.

Und wiederum wußte sie: das Thema bildete sie!

Die lustige, sonnige Stimmung, wie sie zwischen Sabine und dem Marineoffizier beim Ausritt geherrscht hatte, war jedenfalls ganz und gar verschwunden. Zuerst hatte ihre Freundin Berte sie zu bearbeiten gesucht, um das kameradschaftliche Verhältnis zwischen ihr und der Baronin zu erschüttern, jetzt unterzog sich Bertens Gatte der wenig erfreulichen Aufgabe. Und wenn sie wenigstens bestimmte Tatsachen hätten vorbringen können; aber es waren nur unkontrollierbare Gerüchte, die über die arme Frau umliefen, und denen sie ohne weiteres Glauben geschenkt hatten.

„Wie käme ich dazu, auf ein reines Gerede hin Asta so tief zu demütigen? — Man spricht über sie — man will wissen — man hat gehört.“ — Nein, wie ich das hasse!“

Herr von Wjshnewski nahm, schon Sabine zu Gefallen und weil er der Baronin für ihre Protektion Dank schuldete, ebenso freimütig ihre Partei. Die diplomatische Kunst des Legationsrats reichte in diesem Falle nicht aus, denn wirkliche Tatsachen wußte er nicht, durch deren vorsichtige oder teilweise Enthüllung er hätte Terrain gewinnen können.

„Übrigens hab' ich Asta ja zufällig gerade bei Bertens Mama kennengelernt,“ warf Sabine hin.

„Wohl eben — zufällig. Wer so stark überlaufen wird wie meine Schwiegermama ihrer schrecklichen Bajargeschichten wegen, der kann nicht immer wählerisch sein. — Du darfst mir die leichte Kritik nicht übelnehmen, Heinrich!“ setzte er für den Schwager hinzu.

Sabine war mehr böse als gekränkt: die überlegen hochmütige Art von Bertens Gatten hatte sie schon gereizt, noch bevor er das heikle Thema aufgebracht hatte. Sie brauchte jetzt Bewegung, körperliche Betätigung, um wieder Herrin über sich zu werden. Ungebuldig suchte sie ihren Fuchs in Galopp zu setzen. Er reagierte auf den Sporn so übertrieben, daß es dabei stets zu einem kleinen Tanz kam. Da er in Folge von Sabinens Erregung schlecht geführt worden war, so besand er sich schon in starker Unruhe. Er machte nun jählings einen Satz zur Seite, stieg und verfiel dann mit einem erneuten Sprung in ein Galopptempo, wie es Sabine noch nicht geritten hatte. Die beiden anderen Pferde wurden davon angefect und mit fortgerissen, und so kam es zu einer Pace, über die sich Asta, als sie an der nächsten Waldecke die drei dahinjagen sah, nicht wenig wunderte. Wohl oder übel mußte Frau von Tielernhorst ihren Zuckeltrab nun auch aufgeben.

Atemlos, mit feuchter Stirn, gelangten die drei Reiter, die über einen Bahnübergang wegsetzten, endlich auf einem chausseierten Weg, die Prinzessinnenallee, auf dem die Pferde das Tempo von selber verlangsamten.

Wöglich parierte Sabine energisch und zwang ihren Fuchs, Schritt zu gehen. „Alles was man gegen meine Freundin vorbringt,“ nahm sie kampflustig das Gespräch wieder auf, „kann man jeder Frau nachsagen, die das Unglück so wie sie getroffen hat.“

Der Legationsrat verwünschte schon das Thema. Er wäre viel lieber längst aus dem Sattel und daheim im Schaulstuhle bei einer Zigarette gewesen. Aber zurücknehmen wollte er durchaus nichts. „Die meisten Frauen eben, meine Gnädigste, die ein solches Unglück erlebt haben, suchen die Stille, die Einsamkeit. Frau von Gamp aber strebt danach, Mittelpunkt zu werden.“

„Wer so glänzende Talente hat wie sie —!“

„Aber es sollen doch nicht einmal die äußeren Mittel vorhanden sein. Sind Sie darüber unterrichtet?“

„Gewiß, Asta hat mir sogar gesagt, sie wäre arm.“

„Man muß es wohl noch negativer ausdrücken.“

„Wie meinen Sie das?“

„Herr von Soter und seine Frau Tochter sollen inam viel Schulden haben.“

„Sollen, sollen! — Haben Sie auch davon gehört, Herr von Wjshnewski?“

Der Seeoffizier lachte und zeigte seine weißen Zähne. „Wöglich. Aber derlei Dingen messe ich kein allzu großes Gewicht bei. Das kommt in den besten Familien vor.“

„Schlimm genug, Herr Schwager.“

„Ja, leichtsinniges Huhn wie ich, liebster Benno! — Semine — infam viel Schulden hab ich doch auch und bin trotzdem ein netter Kerl. Oder etwa nicht?“

Sabine amüsierte sich. „Wie ulkig Sie das vorbringen!“

„Ja, Mama gegenüber geht mir's natürlich nie so leicht über die Lippen. Aber beichten muß ich ihr's doch vor jeder Auslandsfahrt. Und wenn's erst einmal — hm — auf die Hochzeitsreise geht — o du mein!“

Sabine mußte über seine übertrieben zernüchtern Miene hell auflachen. Ihre Blicke tauchten dabei wieder für eine Sekunde ineinander. Sie hatte viel für ihn übrig, vielleicht gerade, weil er in allem genau das Gegenteil seines so überaus korrekten, ängstlichen und dabei anmaßenden Schwagers war.

„Ich hatte hierbei ja nur ein Amt und keine Meinung, mein gnädigstes Fräulein!“ suchte der Legationsrat möglichst kühl das Thema abzuschließen. „Meine Frau wollte bloß, daß ich Sie auf dies und das aufmerksam machte; ein privates Urteil hab' ich mir ja nicht erlaubt.“

Sabine fand es geradezu feig, daß er sich auf diese Weise den Rückzug zu decken suchte. „Aber das geringe tatsächliche Material war ich gottlob schon ausreichend unterrichtet.“ gab sie überlegen zurück. „Meine Freundin Aita hat mich bei Gelegenheit selbst in alles eingeweiht.“

„So, so. Dann war es ja allerdings überflüssig.“

„Gewiß, Herr Legationsrat.“

Sie ritten nun schweigend nebeneinander her. Erst nach einer längeren Pause sagte Tielernhorst, da er's nicht verwenden konnte, abgeblüht zu sein: „Wenigstens werden Sie die freundschaftlichen Gründe anerkennen und billigen, mein gnädigstes Fräulein. Man wollte Ihnen doch bloß Vorriecht anempfehlen.“

Sie hob stolz den Kopf. „Ihre liebe Frau, Herr Legationsrat, hat mit achtzehn Jahren einen Gatten gewählt; ich glaube, mit einundzwanzig selbständig genug zu sein, um mir eine Freundin auszusuchen zu können.“

„Famos!“ entfuhr es dem Oberleutnant, den das „Ausschnaden“ des Schwagers nun schon lange genug verdrossen hatte. „Die Gefahr ist ja auch wesentlich kleiner.“

„Wer weiß!“ erwiderte der Schwager. Er schien es absolut nicht dulden zu wollen, daß ein anderer das letzte Wort behielt. Sabine nahm ihn nun schon gar nicht mehr ernst. „Das ist ja wieder eine höchst geheimnisvolle Anspielung.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß sich's dabei um nichts weiter als um Ihre Freundschaft handelt?“

„Um meine Freundschaft nicht? Um was sonst?“

„Alle Welt spricht doch davon.“

„Wovon?“

„Daß die Gnädige Ihrem Herrn Papa in herausfordernster Weise die Kur schneidet. — Relata refero!“ setzte er sofort hinzu, da er beunruhigt den allzu starken Eindruck seiner Worte gewahrte.

Sabine hatte zuerst nicht ganz begriffen. Ihr Blick wanderte von einem ihrer Begleiter zum anderen. „Herr von Wyschnewski,“ stieß sie fast atemlos aus, „was sagen Sie dazu?“

„Aber ich bitte Sie, gnädigstes Fräulein! — Nein, Benno, hör' mal, das ist aber wirklich unverantwortlich!“

„Weichen Sie mir nicht aus! Jetzt müssen Sie offen sein, Herr von Wyschnewski, — ich verlange es! Ihnen hat man das auch gesagt?“

„Mein Gott . . .!“

„Und Sie haben geschwiegen?“

Der Seemann zuckte die Achseln. „Wenn Sie gleich so außer sich geraten! — Was ist denn dabei? — Ihr Papa ist Witwer — sie ist frei!“

„Das ist ja — so entsetzlich — so entsetzlich ist das! Mama sollte . . . Das sollte alles vorbei sein?!“

„Aber regen Sie sich doch nicht so auf! — Nein, Benno!“

Sie konnte ein Ausschluhen nicht unterdrücken.

„Bitte, bitte, gnädiges Fräulein! — Nein, bitte, seien Sie mir doch nicht böse! — Was kann denn ich dafür?!“

„Lassen Sie mich! Ich will nichts mehr hören!“

Sie kämpfte mit ihrem Pferd, das wieder zu tanzen begann. Ein paar Tränen hingen in ihren Wimpern. Indem sie den Arm hob, um sie mit dem Handrücken wegzuwischen, bemerkte das Pferd, das den Kopf rechts gestellt hatte, die hastige Bewegung der Peitsche in der Luft. In der Erwartung eines Schlages ließ es die rechte Flanke weichen, warf den Kopf nach der anderen Seite herum und brach aus der Reihe aus, sofort wieder in einen stürmischen Linksgalopp fallend. Und laufend ging's davon.

Die Unruhe im vorderen Glied, eine ungeschickte Bewegung des Legationsrats, durch die er fast auf den Hals seines Pferdes geriet, als dieses, am Stallgenossen lebend, mit davon galoppierte, nahm sich für die dem kleinen Trupp folgenden Damen fast komisch aus. Aber ein jäher, durchdringender Ausschrei Sabines jagte ihnen dann sogleich einen starken Schrecken ein.

Aita gab ihrem Pferd das Eisen und setzte dem Trupp nach.

Nach einer halben Minute schon hatte sie den Legationsrat eingeholt. Ohne sich um ihn zu bekümmern, setzte sie an ihm vorbei. Sie sah etwa hundert Meter vor sich Herrn von Wyschnewski, der in einem ihr ganz fremden Glanz seinen Falben bei jedem Galoppssprung von neuem mit Sporen und Schenkeln vorwärts trieb.

Weit voraus raste der Araber dahin.

„Mein Gott!“ stieß Aita angstvoll aus, als sie das Bild gewahrte.

Sabine schien beim Angaloppieren den Steigbügel verloren zu haben, sie hing ganz auf der linken Seite des Sattels, ohne jede Herrschaft über das Pferd.

Eine aufregende Jagd entspann sich nun.

Aita beschleunigte das Tempo so sehr sie konnte, um den Fuchs einzuholen und zur Raïson zu bringen. Aber die Witterung des Durchgängers, vielleicht auch sein Gehör, war so scharf, daß er die Verfolgung merkte. In langgestreckter Pace setzte er weiter die kerzengerade an einem Graben hin-führende Waldschneise entlang.

Kufen durfte man nicht, um den Fuchs nicht noch mehr zu ängstigen. So konnte Aita der in verzweifelter Hilflosigkeit nur noch halb im Sattel Hängenden nicht einmal eine Weisung geben. Alles Zerrn an Kandare und Trense verschlimmerte jetzt nur die Aufgeregtheit des Tieres. Die Reiterin mußte den Fuchs auslaufen lassen, sich nur unter allen Umständen im Sattel halten. Denn ein Absturz in diesem Tempo, zudem hart am Waldsaum, am Rande des Grabens, war mit der größten Lebensgefahr verbunden.

Aitas scharfer Sporn mußte das Pferd schon blutig gerissen haben, so energisch trieb sie's zu immer größerer Eile an.

Aber der Zwischenraum verkleinerte sich noch immer nicht.

Jäh überfiel Aita plötzlich der Gedanke: dieser Waldweg führe direkt auf den Abhang zu, der nach dem Havelufer abfiel!

Wenn es Sabine nicht gelang, den Fuchs im letzten Augenblick noch herunterzureißen, so war sie unrettbar verloren, mitamt ihrem Renner, der sich in diesem Parforcetempo auf der um zwanzig, dreißig Meter abstürzenden Waldbodenfläche zweifellos überschlug.

Hinter ihr das geängstigte Kufen und Schreien der anderen — sie hörte nichts mehr — die Blicke ihrer star aufgerissenen Augen klammerten sich an die schlaffe, leichte, hilflose Gestalt da vorn.

Der runde, kleine Hut war Sabine in den Nacken gerutscht — jetzt löste sich auch ihr tiefschwarzes, dunkelblonder Haarfnoten. Sie tastete plötzlich unter einem grellen Ausschrei in die Luft . . . Gleich darauf fehlte ihre Gestalt über dem Pferderücken, man sah nur noch den rotbraunen, dampfenden Leib des vorwärts jagenden Arabers.

Aber abgestürzt war sie nicht: die Begleiterte zwischen den beiden Pferden blieb leer.

„Da — da!“ Aita schrie es laut hinaus in ihrer Angst. Die Reiterin war links aus dem Sattel hinabgerutscht, ihr Hut schleifte auf der Erde, sie hing aber noch mit dem Knie oben im hornförmigen Aufsatz des Sattels.

... Jetzt hatte der Fuchs den Abhang erreicht. Noch eine Sekunde lang sah man die rote Haut des Pferdes und seine verkürzten Umrisse gegen den karblauen Himmel sich abzeichnen — ein langgestrecktes dunkles Bündel schleifte links von dem Tiere mit — dann entschwand es plötzlich jenseit des Randes. Links und rechts vom Wege die Kiefern und unten der haarscharfe Bodenstrich bildeten eine Art Rahmen. Es war, als ob eine unsichtbare Gewalt das Bild, an das sich die Blicke der Verfolger bisher geklammert hatten, mit jäher Wucht aus diesem Rahmen hinausgeschleudert hätte.

Je näher Afta der Unglücksstätte kam, desto energischer mußte sie in die Zügel greifen, um rechtzeitig parieren zu können.

Im Augenblick, in dem sie mit einem letzten kurzen Ruck hielt, wobei sie sich fast in ganzer Länge nach hinten überwarf — es war nur wenige Meter vor dem Beginn des Abhangs — schlug erneutes Lärmen und Schreien, aber von fremden Stimmen, an ihr Ohr. Sie hob rasch das Knie aus dem Sattelhorn, schleuderte den Bügel vom Fuß und sprang zu Boden. Trense und Kandare packte sie dicht beim Maul des schäumenden, die Rüstern aufblasenden Pferdes und eilte, in den Knien zitternd, die letzten paar Schritte vor.

Auf dem ziemlich steil abstürzenden Gelände lag Sabine regungslos, ein wenig zusammengerollt. Ein Radfahrerpaar, das die Räder mitten auf der unten am Havelufer entlangführenden Chaussee hatte liegen lassen, kamm soeben die Höhe empor. Der Vordränger des nur wenige Schritte entfernten Wildgatters auf der Chaussee suchte schreiend und in die Hände klatschend in plumpen Sähen den seiner Bürde ledigen Fuchs einzufangen, der merkwürdigerweise unversehrt geblieben zu sein schien.

„Die ist tot! Die jagt keinen Mucks mehr!“ Das war das erste, was Afta vernahm. Der eine der Burschen rief es dem anderen zu. Sie schlang die Zügel hastig um den nächsten Kiefernast und eilte hinunter. Auf dem glatten, etwas taufeuchten Waldboden geriet sie sofort ins Rutschen.

Auch der Fuchs schien den größten Teil des Abhangs nach seinem Sturz rutschend zum Graben hinuntergelangt zu sein. Man sah den Abdruck und die Bahn, die er genommen hatte, im jungen Grase. Es war ihr, als dampfte die Stelle noch von der Berührung mit dem heißen Leib des Tieres.

Einer der Radfahrer half Afta auf. Es waren dem Anzug nach Schloffer oder Klempner.

„Ich hab' sie zuerst gesehn. Erst ein Schrei — ich seh' hinauf — da brems' ich auch schon — und hui, kommt's über den Rand. Zweimal überfugelt, radikal, — man konnt' in dem ersten Schreck bloß nicht so folgen...“

„I wo denn überfugelt!“ verbesserte der andere. „Du sagtest noch: ‚Guck, ein Reh!‘ — Aber ich: ‚Unsinn!‘ — Und da rollt's nach links und rechts, links der Gaul und rechts der Reiter! So war's!“

„Überfugelt haben sie sich, ich hab's doch gesehn!“

Jetzt mischte sich auch der Wärter ein, der dem auf der schiefen Ebene ganz hilflosen Fuchs endlich beigegeben war.

Er hielt ihn an der Trense fest, die ihm über den Kopf lose nach vorn hinabhing. Auf der linken Flanke blutete das Tier, sonst schien es bis auf die Abschürfungen unversehrt. Als es, von dem Wärter über den unteren Graben geführt, auf der Chaussee stand, auf die vom Wasser her der frische Atem der leicht vom Wind gekräuselten Havel wehte, wieherte es mehrmals hintereinander.

Afta kniete neben Sabine. Sie strich ihr das Kleid zu recht und befreite sie vom Hut, der ihr im Nacken hing. Sie beugte sich über sie und lauschte. Leben war noch in ihr. Aber geradezu unheimlich wirkte die kreideweisse Gesichtsfarbe. Sie rief sie an. Allein Sabine gab kein Lebenszeichen. Zum mindesten war sie schwer betäubt.

Die beiden Leute, die sie umstanden, gaben allerlei Rat schläge: man müßte sie aufrichten, um festzustellen, ob sie sich etwas gebrochen hätte. Oder sie mit Wasser besprengen.

„Aber zuerst, wie sie so dalag, ich sag' Ihnen, Fräulein: keinen Mucks hat sie getan!“ versicherte der eine noch einmal.

„Still doch, still doch!“ wehrte Afta, noch immer über sie gebeugt und lauschend. Sabinens Augen waren geschlossen. Afta versuchte eines der Lider mit ihren von der Angst noch unsicheren Fingern aufzuheben. Sie erschraf aber von neuem über den gläsernen Ausdruck der gegen das Licht ganz empfindungslosen Pupille. Auch auf mehrere laute, immer dringlichere Anrufe rührte sie sich nicht.

Jetzt erschien Herr von Wyszchnewski am oberen Rand des Abhangs. „Gestürzt? . . . Tot?“

Er stieß es mit zitternder Stimme aus.

Afta schüttelte den Kopf. „Aber eine innere Verletzung.“

Oder Gehirnerschütterung. Zweifellos.“

„Benno ist schuld — Benno!“ kam es voller Verzweiflung von seinen Lippen.

Für eine Sekunde durchschwirte es Aftas Hirn: ein Streit zwischen ihnen trug die Schuld an irgend einer Unüberlegtheit von Sabine — und der Gegenstand des Streites war sie selbst gewesen! Aber rasch schüttelte sie den Gedanken von sich ab. Das Bild der Hilflosen rief ihr ganzes Erbarmen wach.

Der junge Offizier war inzwischen herangekommen. Er warf sich dicht bei ihr gleichfalls auf die Knie. „Ach liebes kleines gnädiges Fräulein!“ sagte er. Er nahm ihre Hand auf, die noch im Wildlederhandschuh steckte. Sie lag wie leblos in seiner Rechten.

„Um Gotteswillen einen Arzt!“ rief er verzweifelt auf-fahrend.

Einer der Radfahrer war bereit, nach Spandau zu fahren. Er meinte, bei schnellem Tempo könnte er's in zehn Minuten von hier aus erreichen.

„Wie ist es nur gekommen?“ fragte Afta dann stockend.

„Sagen Sie, um Himmelswillen, wie ist es nur gekommen?“ Und Wyszchnewski — in seiner ersten Fassungslosigkeit — berichtete den ganzen Hergang. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Schlag aus dem Hinterhalt.

Zur preussischen Schulvorlage.

Von J. Fews.

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Kämpfen gibt Kraft und erhöht die Wertschätzung der Güter, um die gerungen wird. Das ganze Leben erhält einen größeren Zug. Aber das alles gilt doch nur von dem Kampf im offenen Felde, mit blanker Waffe. Auch im Reiche der Geister. Alle Poesie schwindet, wenn der offene Kampf aufhört und dafür die strategische und taktische Verschlagenheit den Ausschlag gibt. Dann wirft mancher rechte Mann den Degen in die Ecke und verläßt den Platz,

wo nach seiner Meinung nicht mehr gekämpft, sondern weniger Ehrenvolles getan wird. Aber Schlachtschwert, Panzer und andere altväterische Kriegsmittel haben sich nun einmal überlebt. Wer heute an den großen Entscheidungen im Völkerleben und im Leben der einzelnen teilnehmen will, muß die Waffen führen, mit der die Gegenwart sichts, oder er wird ein Höriger, über dessen Leben und Eigentum andere verfügen, moderne Herren, die nicht in Brünne und Halsberg unherstolzieren, sondern im Priesterrock oder im Gesellschaftskleid.



Castell Fusano.  
Gemälde von Max Roeder.

Auch die Güter, um die gerungen wird, sind andere geworden. Nicht um Burg und Hof, sondern in erster Linie um geistige Güter kämpft die heutige Welt. Diese Güter erlangen, heißt, Macht erwerben und damit Recht und gesellschaftliche Anerkennung. Wem sie verjagt sind, der ist heute eben der arme Tross, dem im rauschenden Mittelalter der starke Arm fehlte. Die modernen Waffenplätze sind die Schulen und Bildungsanstalten, unsere Waffenmeister die Lehrer. Ihre Arbeit tritt als Volkskraft in die Erscheinung, wird in Gestalt von wirtschaftlichen und sittlichen Werten dem Arbeitsmarke zugeführt, meldet sich aber auch als politische und gesellschaftliche Forderung im öffentlichen Leben zu Worte.

Das ist der innere Grund aller Feindschaft gegen die Volksbildung. Darum ist sie die am heißesten umstrittene Angelegenheit in Staat und Gemeinde, darum rufen in großen Tagen alle führenden Geister die Volkserziehung zu Hilfe, und es schmähen, verdächtigen und unterdrücken sie in kleinen, dunklen, rückläufigen Zeiten alle an engen und kleinen Interessen Lebenden.

Auch hier schlägt man nicht mehr mit dem Säbel drein. Die Reaktion schleicht nach den letzten Versuchen, in alter Weise den Kampf zu führen, auf leisen Sohlen, wie Fuchs und Kage. Nur hin und wieder bricht ein heißblütiger Kampf aus ihren Reihen reglementswidrig aus und schlägt wie ehemals drein; so im Trierer Schulstreit und in der Jameder Kirchhofsaffäre. Die geschlossenen, zielbewußten Kämpfer gegen Geistesfreiheit und Fortschritt drängen nicht ungestüm vor. Sie schließen Bündnisse, entziehen den Gegnern die Hilfskräfte und greifen dann den Ahnungslosen an.

So wurde die preußische Volksschule und damit die deutsche Volksbildung durch den Dreibund, der sich auf ein geschriebenes Dokument, den Schulkompromiß vom 13. Mai 1904, stützt, mit dem zugleich aber ein Bündnis größerer und mächtigerer Partiefaktoren hinter der Front ohne schriftlichen Pakt geschlossen wurde, durch die jetzt vorliegende Schulvorlage in die größte Gefahr gebracht, die ihr jemals gedroht hat. Unter dem Deckmantel einer nüchternen, notwendigen gesetzgeberischen Aktion soll die am tiefsten ins Volk eingreifende Kulturanstalt zerstückelt, von ihren natürlichen Bundesgenossen, den Trägern des freien bürgerlichen Lebens in der Selbstverwaltung, getrennt und ihren natürlichen Gegnern, dem organisierten Kirchentum und dem schablonisierenden Bureaumatrismus, ausgeliefert werden.

Als Väter des Schulkompromisses und als Patrone der daraus entstandenen Gesetzesvorlage traten Männer auf, die einst im Kampfe gegen diesen Feind in den ersten Reihen gestanden haben. Das hat die Schutzwehr der Schule getäuscht und verwirrt. Man traut diesen Männern die Preisgabe von großen Kulturerregenschaften einfach nicht zu und läßt die alarmierenden Torwächter unbeachtet. Die Vertreter der Wissenschaft, die im Jahre 1892 so tapfer zur Abwehr erschienen, als die Volksschule nicht hinterrücks, sondern offen vor aller Welt kirchlich geknebelt und in die Dienstbotenkammer der Kirche eingesperrt werden sollte, schweigen heute, weil sie offenbar noch nicht ahnen, um was es sich handelt. Der deutsche Professor ist auch noch ein Mann der alten Welt. Hätte man ihm eine gelehrte Abhandlung über die Kirche und Bureaokratie als die einzigen beruflichen Führerinnen des Volkes auf den Tisch gelegt, so hätte er mit flammenden Worten zur Verteidigung der Geistesfreiheit sich erhoben. Die politische Taktik aber ist ihm zu fein und zu profan. Warte nur, balde kommt auch du an die Reihe! Den armen Schelm im Dorfschulhause ließe man vielleicht noch ungeschoren, wenn er sich nicht nach und nach an den großen Bruder in der Hochschule herangemacht, aus seinem Garten die besten Früchte gepflückt und sie weiter verteilt hätte. Das soll in Zukunft nicht mehr vorkommen. Den Mann, der so etwas tut, stellt man unter strenge Aufsicht. Aber den, der verbotene Früchte zieht? Auch den wird man finden! Die Reaktion ist heute noch ebenso kon-

sequent wie in den Tagen eines Giordano Bruno, Kepler und Galilei, aber klüger als damals.

Aber es handelt sich doch nur um ein „Schulunterhaltungsgesetz“, um die Verteilung der Schulklassen nach modernen Grundsätzen. So steht es auf dem Titelblatt der Vorlage, und die ersten 1½ Duzend Paragraphen, von denen allerdings die meisten ziemlich gleichgültig und bedeutungslos sind, beschäftigen sich auch mit dieser Angelegenheit. Das ist die Schale. Wo der Kern beginnt, folgen Bestimmungen, die einen anmuten wie ein Anhang zu dem Dokumente, durch das im Jahre 1648 das traurigste Drama im Völkerleben abgeschlossen wurde. „Die öffentlichen Volksschulen sind in der Regel so einzurichten, daß der Unterricht evangelischen Kindern durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrkräfte erteilt wird.“ „An Volksschulen, die mit einer Lehrkraft besetzt sind, ist stets eine evangelische oder eine katholische Lehrkraft anzustellen, je nachdem die angestellte Lehrkraft oder die zuletzt angestellte gewesene Lehrkraft evangelisch oder katholisch war.“ „Bei der Anstellung weiterer Lehrkräfte an den bisher nur von einer Lehrkraft besetzten Schulen sind evangelische oder katholische Lehrkräfte anzustellen, je nachdem die bisherige einzige Lehrkraft evangelisch oder katholisch war“ usw. usw.

Man sagt sich beim Lesen dieser Sätze ohne weiteres an den Kopf und fragt sich, ob so eine Schulverfassung heute überhaupt noch möglich sei. Juden, Katholiken und Protestanten, von letzteren wieder die verschiedenen Sekten, wohnen in einer Gemeinde, ja unter einem Dache, und sie schließen sich durch konfessionelle Mischehen zu einer Familie zusammen. In der Reichshauptstadt allein bestehen zwischen 40- und 50 000 Mietschulen, und im Gebiet des Deutschen Reiches werden alljährlich über 40 000 Familien gegründet, in denen der eine Gatte diesen und der andere jenen Katechismus gelernt hat.

In Preußen bedeutet die Konfessionalisierung der Volksschule die gänzliche Austreibung des friderizianischen Geistes, der im „Allgemeinen Land-Recht“ noch die rechtlichen Grundlagen für das Volksschulwesen bildet, während die Verwaltung allerdings sich seit Jahrzehnten zu anderen Grundsätzen bekennt und die jetzige Vorlage durch mehr oder minder starke Rechtsbeugungen vorbereitet hat. Die Schulunterhaltungspflicht liegt nach Teil II, Titel 12, § 29 „den sämtlichen Hausvätern jedes Ortes, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses“ ob. Vor mehr als hundert Jahren wurde also bestimmt, daß der Staat sich den konfessionellen Ansprüchen völlig souverän gegenüber stelle; die Konfessionen wurden „toleriert“, aber den Trägern des konfessionellen Lebens wurde in diesen Dingen kein Einfluß auf das Schulwesen als „Veranstaltungen des Staates“ eingeräumt. Das W.R. läßt die konfessionelle Schule, wo sie vorhanden ist, unangestastet. So aber nur eine Schule besteht, ist sie eine „gemeine Schule“, und die Aufwendungen für sie sind eine „gemeine Last“, zu der jedermann ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses beizutragen verpflichtet ist. Und die gemeinsame Schule ist auch tatsächlich in Preußen stärker vertreten, als es nach den offiziellen Angaben der Fall zu sein scheint, denn die preußische Unterrichtsverwaltung bezeichnet die Simultanschule als eine Schule, „an der Lehrer verschiedener Konfessionen wirken, auf die Konfession der Schüler dagegen kommt es nicht an“. Mag die Schülerschaft also auch konfessionell gemischt sein, wie sie will, nach der Erklärung der preußischen Unterrichtsverwaltung bleibt die Schule so lange konfessionell, bis sie durch Anstellung von Lehrern verschiedener Konfession und nach ausdrücklicher Anerkennung der Behörde simultan wird. Daß unter dieser Auffassung eine brutale Vergewaltigung konfessioneller Minderheiten möglich ist, leuchtet ein, und daß die ganze Definition weder für das praktische Leben noch für die pädagogische Wissenschaft verwertbar ist, ebenfalls. Aber diese Auffassung schließt doch Schlimmeres ein. Sie bedeutet eine Gleichgültigkeit gegen das geltende Recht, die man in dem Staate mit der bekannten schönen Devise nicht vermutet. Wo nur eine öffentliche Schule im Orte vorhanden

ist, gehört sie allen Einwohnern des Ortes „ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses“. Niemand hat das Recht, diese Schule als eine evangelische, katholische oder jüdische Schule zu bezeichnen. Wenn es doch geschieht, so ist das ein willkürlicher Akt der Verwaltung, der im Gesetz keinen Boden hat.

Gibt man den Bezeichnungen Simultanschule und Konfessionsschule ihren naturgemäßen Sinn, so schmilzt die Konfessionsschule stark zusammen, und die Simultanschule gewinnt einen stattlichen Umfang. Rechtlich ist, wie Gneist unanfechtbar nachgewiesen hat, die übergroße Mehrheit der preussischen Volksschulen simultan. Eine seit mehr als zwei Menschenaltern einseitig konfessionell gerichtete Unterrichtsverwaltung hat ihnen jedoch den konfessionellen Stempel aufgedrückt. Das alte Preußen war anders gerichtet. Der Staat dachte nicht daran, die Herrschaft über die Schule mit der Kirche zu teilen, wenn er auch die Geistlichen als Organe der Schulaufsicht in Anspruch nahm.

Die vom RM. festgesetzte Organisation der Schule ist so, wie sie eines großen paritätischen Staates würdig ist und wie dessen Bedürfnisse sie erfordern. Gibt es ein deutsches Volk, eine deutsche Kultur, eine deutsche Nationalliteratur, eine deutsche Kunst, ein deutsches Vaterland — ist das alles gemeinsamer Besitz, der gemeinsam errungen, gemeinsam erarbeitet, gemeinsam verteidigt worden ist, dann muß es auch möglich sein, alles dies der Jugend ohne konfessionelle Abstempelung zu übermitteln. Ist das nicht möglich, so müßten wir uns dahin bescheiden, daß das Deutsche Reich und der preussische Staat lediglich Zweckverbände wären zur Erreichung einiger äußeren Vorteile, daß das deutsche Vaterland zwei getrennte Geisteswelten beherbergte, die keine gemeinsame Wurzel hätten. Dann muß man aber auch erwarten, daß diese getrennten Teile mit der Zeit immer weiter auseinanderstreben und sich schließlich völlig zu trennen suchen.

Der ganze Apparat von konfessionellen Bestimmungen in dem Gesetzentwurf wird aber erst verständlich, wenn man ihn in Verbindung bringt mit den weiteren Bestimmungen der Vorlage über die Aufnahme der Geistlichen in die Schuldeputationen, die Bildung ländlicher Schulvorstände unter geistlichem Vorsitz und die Errichtung von konfessionellen Schulkommissionen. Es handelt sich eigentlich gar nicht um die Berücksichtigung konfessioneller Besonderheiten, sondern lediglich um eine Aufteilung der Volksschulen an die privilegierten Kirchen. Darum ist vom ganzen Protestantismus nur die evangelische Landeskirche berücksichtigt, die Juden werden in nicht sehr würdiger Weise mit Ausnahmebestimmungen bedacht und Dissidenten, Altkatholiken usw. dem Wohlwollen der Aufsichtsbehörde überlassen. Von konfessioneller Feindseligkeit ist nirgends etwas zu bemerken. Es wird als ein völlig legaler Zustand betrachtet, daß in einer Volksschule, in der die Mehrzahl der Kinder katholisch ist, der einzige Lehrer oder das ganze Lehrkollegium mit Ausnahme des Religionslehrers evangelisch ist. Von jeder Schule soll die Kirchenfahne wehen. Wenn's angeht, werden die künftigen Staatsbürger vom ersten Schulgange an in eine katholische oder eine evangelische Schule getan, trotzdem es ein katholisches Abo und ein evangelisches Einmaleins nicht gibt. Wo die Zahl der Schüler gar zu klein ist, bleiben sie zwar zusammen, aber auch dann muß eine kirchliche Flagge aufgehißt werden, ob eine katholische oder evangelische, entscheiden Zufall, historische Verhältnisse, nicht einmal die Mehrheit der Kinder. Eine profane Bildungsstätte soll es für die Volksschule in Zukunft „in der Regel“ nicht mehr geben. Damit erfüllt sich des seligen Windthorst Wunsch, daß die Schule „ganz und gar kirchlich“ werde.

Womit hat sich die Kirche diese Stellung in der staatlichen Kulturpflege erworben? Ist sie die Kulturträgerin par excellence? Was die Kirche an Kulturgütern dem Volke zu bieten hat, ist nicht innerhalb der Kirchenmauern gewachsen, sondern im Kampfe gegen die privilegierten und organisierten Religionsgemeinschaften. Die ganze Religionsgeschichte bestätigt das, beim Christentum von den Lehren Jesu an-

gefangen bis zu den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche. Was später auf fest begründetem Kirchenboden wuchs und wurde, ist neben dem unter Frühlingsgewittern Erblühten bedeutungslos. Alles Große und Gute in der Welt ist von denen ausgegangen, die sich nicht mit dem mühelosen Konsum vorgedachter und vorgespochener Lehren begnügten. Die kirchlichen Dogmen zum A und O der Jugendbildung zu machen — dieser Gesetzentwurf ist freilich nur der Anfang dazu — heißt die menschliche Bildung und Entwicklung in ihr Gegenteil verkehren. Sie haben festgegründete Kirchen dem Fortschritt gedient. Sie drängten nur vorwärts, so lange sie selbst Ringende und Suchende waren. Wer die Wahrheit erbt zu haben glaubt, eignet sich zu ihrem Propheten gerade so gut wie der als Millionär Geborene zum Erfinder und Pionier. Aber daß die Schule der Kirche gehört — diese Klarheit ist seit Jahrzehnten so unausgesetzt gepredigt worden, daß sie als politische Tagesmünze aus einem Hirn ins andere ungeprüft hinüberrollt. Die Geschichte wird über diese Bildungspolitik einmal grausam Gericht halten.

Es ist durchaus folgerichtig, wenn man die Volksschulen, die kirchlich finanziert und später auch im Inneren entsprechend ausgestaltet werden sollen, der städtischen Selbstverwaltung aus der Hand nimmt. Es würden sich anderenfalls die in den deutschen Städten des Mittelalters geführten Kämpfe wiederholen. Aber daß man so mit der Selbstverwaltung aufräumen würde, wie es in dem Entwurf geschieht, konnte man angesichts der bevorstehenden Säkularfeier der preussischen Städteordnung doch nicht erwarten. Und wieder ist es ein Schlag aus dem Hinterhalte. Den Städten soll das Lehrerwahlrecht und das Recht zur Berufung der Schulleiter genommen werden. Das ist anscheinend wenig. Aber damit wird jede nähere Verbindung mit dem Lehrerstande gelöst. Die Lehrer verdanken Anstellung, berufliche Bewertung und Beförderung lediglich staatlichen Organen, die bis zu den oberen Instanzen hinauf Geistliche sind. Nur kirchlich empfohlene Lehrer haben eine Zukunft. Den Gemeinden bleibt das Vergnügen, die Kosten zu zahlen. Die Rolle, die ihnen damit zugedacht wird, ist geradezu unwürdig!

Haben die Gemeinden, insbesondere die Städte, die ihr Unterrichtsweisen fast ganz aus eigenen Mitteln unterhalten, das verdient? Unser Stadtbürgertum hat eine glänzende Geschichte. Die erste Blüte deutscher Volkskraft erfolgte in ihren Mauern. Und wo anders als in den Städten haben freie und große Geister, die nicht auf dem Allerweltsweg dahintrotten mochten, Schutz gefunden? In den Städten liegen auch die Wurzeln unserer gesamten Volksschulentwicklung. Die Städte haben ihr Schulwesen mit einer Liebe und Opferwilligkeit gepflegt, die ihresgleichen sucht. Sie wußten in schlimmen Zeiten auch kulturfeindliche Gäste fernzuhalten. Von den Sezmungen der Stiehlischen Regulative ist in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig in die Stadtschulen eingedrungen. Wie haben dagegen die Städte dem Kultusminister Dr. Falk zugejubelt, der ihnen neue Bahnen für ihre Schulpolitik eröffnete. Wenn ein preussischer Kultusminister den Bildungssinn unserer städtischen Bürgerschaft anruft, wird er es niemals vergeblich tun. Aber die bürgerliche Opferwilligkeit ist nicht denkbar ohne entsprechende Beteiligung an der Verwaltung der Schule. Bürgerförm kann sich doch nur entwickeln, wenn die bürgerlichen Gemeinden noch etwas zu verwalten haben, in dem ihr Geistesleben sich ausdrückt. Bürgerförm zu entwickeln, dazu eignet sich nichts so sehr wie die Beteiligung an der Schule. Straßenpflaster, Gasanstalten und Wasserleitungen genügen dazu nicht.

Die städtische Selbstverwaltung auf dem Schulgebiet und das Lehrer- und Rektorwahlrecht der Städte haben auch dem Lehrerstand eine gewisse Freiheit der Bewegung und des Auftretens gegeben, die von der mit der Kirche verbündeten Bürokratie freilich nicht immer angenehm empfunden wird. Auf dieser Freiheit beruht fast alles, was den Lehrerstand über das durch seine materielle Lage gegebene Niveau emporhebt. Mit ihrer

Beseitigung würde der Volksschullehrerstand in die bescheidene, halb unterbeamtliche Geistesverfassung zurückgedrängt werden, die zur kirchlichen Schule allein paßt. Aber der Volkserzieher, mit dessen Arbeit die Kräfte des Volkes auf die durch die Weltlage verlangte Höhe gebracht werden sollen, stirbt damit aus. Nimmt man dem Lehrerstande seine jetzige freie Bewegung, so sperrt man den Zustrom tüchtiger Kräfte vom Volksschulamt ab. Heute schreckt der karge Sold oft ab, kommt die bürokratisch-kirchliche Fessel dazu, wer wird dann seine ganze Kraft zur Verfügung stellen und sein Lebensglück in der Schulstube noch suchen?

Und das alles bietet man unserem Volke um den Preis einer Regelung der Schulunterhaltung, die im Grunde genommen gar keine ist.

Die formale Bedeutung des Entwurfs für die Schaffung rechtlich einwandfreier Verbände liegt allerdings offen zutage. Die durch das *NR.* ins Leben gerufenen Schulsozietäten, neben denen für die Gutsherren des Schulortes besondere Bestimmungen in Geltung oder dank der Allmacht der Verwaltung nicht in Geltung sind, werden dadurch beseitigt, und die bürgerlichen Gemeinden übernehmen entsprechend der preußischen Verfassung die Schulunterhaltungspflicht. Die Tatsache, daß dieser Zustand ohne besonderes Gesetz, vielfach auch ohne Eingreifen der staatlichen Verwaltung, zumeist allerdings unter ihrer Zustimmung und auf ihr Betreiben, in so vielen Gemeinden sich entwickelt hat, daß im Jahre 1899 von den bürgerlichen Gemeinden bereits über 109 Millionen Mark, von den Schulsozietäten dagegen nur 18 Millionen Mark Volksschulausgaben aufgebracht wurden, läßt diese gesetzgeberische Aktion aber nicht ganz in dem bengalischen Licht erscheinen, in dem sie von den Vertretern des Schulkompromisses vom 13. Mai 1904 oft dargestellt wird. Es wird sozusagen nur ein veralteter Nebenapparat, der in einem Teil des Schulhauses noch in Gebrauch war, ausgewechselt. Das große Ganze aber bleibt davon völlig unberührt, weil der positive Teil der zu lösenden Aufgabe, die Schulunterhaltungspflichtigen gegen jede Willkür in der Belastung zu schützen, also eine gleichmäßige Belastung herbeizuführen, andererseits größere Mittel für die Schulpflege zu gewinnen, in dem Entwurf überhaupt nicht in Angriff genommen worden ist. Auch die Sonderstellung, die den Gutsherren wiederum eingeräumt wird, unterbricht die der Verfassung entsprechende gleichmäßige Regelung in peinlichster Weise. Damit ist die Vorlage auch in bezug auf ihr engeres Gebiet, das der Schulunterhaltung, im ganzen fast bedeutungslos geworden. Die bestehenden Ungerechtigkeiten werden zwar verschoben, aber nicht abgestellt. Die chronisch gewordenen Beschwerden der Gemeinden über die Ungerechtigkeit der Schullasten müssen sofort nach Inkrafttreten des Gesetzes in neuer Tonart wieder anheben. Eine solche Regelung der Schulunterhaltungspflicht ist eine Arbeit pro nihilo, ein Gesetz für

den Tag, ein Gebäude für den politischen Jahrmart, ein Röder, den man denjenigen hinwirft, die ohne dies der Verkürzung der Volksschule nicht zustimmen würden.

Wie wird das preußische Volksschulwesen ausfallen, wenn der Entwurf Gesetz werden sollte? Die Misere der ungleichen Verteilung der Schullasten bliebe im wesentlichen bestehen. Einige alte Beschwerden würden behoben sein, zahlreiche andere aber neu hervorgerufen werden. Bei Steigerung der Schulaufwendungen würde auf dem platten Lande wie bisher der Staat immer wieder eintreten müssen. Die Gutsbezirke besonders würden eine Last der Unterrichtsverwaltung bleiben. Vermehrt würden die Schullasten durch die konfessionelle Auflösung der Schulen in Dorf und Kleinstadt. Mit der zunehmenden konfessionellen Mischung der Bevölkerung fällt dieses Moment immer stärker ins Gewicht. In den konfessionell gemischten Landgemeinden würde auch äußerlich jede einheitliche Schulverwaltung fehlen. In zwei streng getrennten Schulvorständen würde die Geistlichkeit jeder Kirche die Schulangelegenheiten leiten. Die Lehrer kommen und gehen, wie es die Schulaufsichtsbehörden bzw. ihre unteren Organe, die geistlichen Schulinpektoren, für gut halten. Sie können mit Leichtigkeit so placiert werden, wie es das „Interesse des Dienstes“ verlangt. Nur die städtischen Schulen behalten in den Schuldeputationen noch einen gewissen Mittelpunkt, wenn neben diesen nicht noch konfessionelle Schulkommissionen eingerichtet sind, die den Schulwagen nach Rom oder Wittenberg zu befördern bemüht sind. Über dem Ganzen aber waltet die Schulaufsichtsbehörde, die alles „genehmigt“, „bestätigt“, hier und da auch „anhört“ und „Vorschläge“ entgegennimmt. Ob in den oberen Instanzen der ungeteilte Apparat lange möglich sein würde, erscheint zweifelhaft. Wenn im ganzen unteren Stockwerk alles konfessionell geschieden ist, muß es schließlich auch oben geschehen, und es bleibt nur ein Doppelregiment, wie es im Unterrichtswesen zweier deutschen Staaten (Württemberg und Oldenburg) bereits besteht, als konsequente Krönung des Baues übrig. Daß im „Lande der Schulen“ eine derartige Aufteilung des Volksunterrichtes unter die herrschenden Kirchen stattfinden und die staatliche Schulpolitik jeder höheren nationalen Aufgabe entkleidet werden könnte, hat wohl noch vor 10 bis 15 Jahren niemand für möglich gehalten. Vielleicht kommt es aber zur praktischen Anwendung all des Unzulänglichen und Rückföhrlichen in dem Entwurfe diesmal noch nicht; vielleicht wird die Vorlage in den Schränken des Kultusministeriums, wo so viele wenig vollkommene Gesetzentwürfe eingefahrt sind, baldigst zur Ruhe besattelt. Das ist wohl der frommste Wunsch, den ein ehrlicher Patriot, der mit den geistigen Interessen unseres Volkes und den Interessen der Volksschule vertraut ist, diesem Kompromißmachwerk gegenüber haben kann, und darum heißt es für alle, die die Größe der Gefahr erkennen: Auf die Schanzen!

## Aussterbende Tiere.

Von Dr. Ernst Abt.

Über der ehernen Pforte zum Tempel der Natur prangt riesengroß in mitteleidslosen Lettern das furchtbare Evangelium vom Kampfe ums Dasein. Im Kampfe ist die Welt geworden, im Kampfe wird sie einst in Trümmer gehen. In der Natur gilt nur brutales Faustrecht, nur das Recht des Stärkeren. Sie kennt kein Mitleid: wer nicht stark und wehrhaft ist, wird von der Erde getilgt, daß keine Spur mehr von ihm zeugt. Es ist ein erbitterter Kampf, ein Kampf ohne Recht und Gnade. Kein Lebewesen aber führt diesen Kampf mit solcher Erbitterung, so ohne Grenze und Ziel wie der „furchtbarste Räuber dieser Erde“, der Mensch.

Ihm gab Klugheit und List die doch versagte Wehr und Waffe. Er hat sich zum Tyrannen aufgeworfen über all die

„Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ und hält sie in drückendster Sklaverei.

Wohl in keiner anderen Epoche aber hat dieser weit über die natürlichen Grenzen hinausgetragene Kampf zwischen Mensch und Tier so gewaltige Ausdehnung angenommen wie in unserem aufgeklärten „Zeitalter der Naturwissenschaften“, das dem Menschen mit der Herrschaft über Raum und Zeit auch neue Begierden und Mittel, sie zu stillen, gab. Dein Gaumen ist stumpf geworden an gewohnten Schildkröten und Ortolanen? So veruch's mit dem Schwanz des Kängurus. Es genügt dir nicht mehr, in den heimischen Wäldern Hirsch und Eber zu jagen? Nun, in Afrika gibt's Löwen und Antilopen. Du hast dich satt gesehen am Pelz des Bibern,

an Fuchs und Marder und Nerz und Wiesel? So rotte doch andere Pelzträger aus . . . und über alle Menschlichkeit trägt der Magen, tragen Prahlucht und Eitelkeit den Sieg davon, in blinder Gier oft sinnlos mordend.

Wie viele Millionen von Tieren sind nicht allein an dem einen törichten Worte „Mode“ zugrunde gegangen! Vor etwa zehn Jahren war es Mode, Muffe aus dem glänzend schwarzen, langhaarigen Fell des Satansaffen (*Colobus Satanas*) zu tragen. Nach einer vom Gouverneur der Goldküste aufgestellten Statistik wurden deshalb 1893 nicht weniger als 200 000 dieser Affen abgeschossen, deren Felle einen Wert von 600 000 Mark darstellten. Drei Jahre später aber war der Satansaffe bereits so selten, daß nur noch 67 600 Felle im Werte von 300 000 Mark — ein Aufschlag von fast 50 v. H. — ausgeführt werden konnten. Zum Hutschmuck deutscher Frauen wurden 1897 von einer einzigen deutschen Firma nicht weniger als 20 000 Stieglitzbälge in Paris bestellt. Ein paar Jahre

später schloß man zum selben Zwecke binnen einem Jahre 12 000 Stummelmöven ab. Der Reingewinn, den die Hudsonbay-Company aus dem Handel mit Fellen und Pelzen zieht, beträgt nach ungefährer Schätzung jährlich 21,2 Millionen. Freilich verdient die englische Gesellschaft dabei an einzelnen von der Mode besonders bevorzugten Pelzen bis zu 500 v. H. Wenn wir uns aber andererseits gegenwärtigen, daß der indianische Jäger laut Tarifs erst für 15 Biberbälge eine Flinte oder ein Pfund Pulver, erst für vier solcher Bälge eine wollene Decke erhält usw., so verraten uns diese Ziffern, wie erbarmungslos hier der Vernichtungskampf gegen alles pelztragende Getier geführt wird. Im Jahre 1887 konnten noch 102 715, im Jahre 1901 nur noch 44 200 Biberbälge ausgeführt werden. Im vorigen Winter hatte die launische Mode von Paris aus den Maulwurf zum König der Pelztiere proklamiert, und allenthalben hat alsbald der Vernichtungskampf gegen diesen tüchtigsten Feind der Engerlinge, den wackeren Minierer, begonnen. Und so rücksichtslos ist dieser Kampf geführt worden, daß der Preis des kaum handgroßen Pelzstückchens, das früher 7 Pfennige wertete, bald schon auf 50 Pfennige und darüber gestiegen war.

Kaum minder verhängnisvoll in ihrer Wirkung auf den Bestand des Tierreichs sind Jagdsport und Jagdier allgemach geworden. Um die Geweihe zu erbeuten, erlegte kürzlich eine Schar Vergnügungstreisender auf Spitzbergen an einem Tage 200 Rentiere; 47 der Opfer kamen dabei auf eine einzige „hohe Persönlichkeit“. Das Aussterben des amerikanischen Bison ist lediglich auf das Konto der weißen Jäger zu setzen, von denen einzelne des Felles wegen in einer Stunde über 100 Stück der so nützlichen Rinder niederknallten. Der amerikanische Kobben-schläger Coreal rühmt sich, im Verein mit 40 „Jagdgenossen“ binnen einer halben Stunde nicht weniger als 400 Elefantentobben (*Phoca elephantina*) niedergemacht zu haben, und eine andere „Jagdgesellschaft“ will im Laufe einer Woche gar 1200 dieser schwerfälligen, großen Tiere erschlagen haben. Der Löwe der Barberei und sein persischer Vetter sind von französischen und englischen Sportsleuten fast gänzlich ausgerottet worden; mit dem afrikanischen Nashorn und Elefanten, mit der Giraffe und vielen Antilopenarten steht es in den meisten Gegenden nicht viel

besser. Dem Wale ist man in letzter Zeit derartig zu Leibe gegangen, daß die norwegische Regierung sich veranlaßt sah, eine gesetzliche Schonzeit für dieses kostbare Wild einzuführen; im Jahre 1901 sind einer Statistik zufolge nicht weniger als 498 dieser riesigen Meeresfänger an der norwegischen Küste erlegt worden, binnen 30 Jahren aber (nach Scammon) gegen 300 000. Wir ereifern uns, wenn wir lesen, daß der Kaiser Helioabal Nachtigallenzungen gegessen habe: in der Markthalle zu Mizza kamen im vorigen Jahre binnen vier Monaten 335 000 Drosseln, 581 000 Lerchen und 500 000 andere Singvögel zum Verkauf. Neuerdings erfreut sich der Schwanz des Känguruh's besonderer Wertschätzung bei den Gourmets. Die Folge davon ist, daß das Känguruh, dem Aussterben nahe, aus der Umgebung menschlicher Niederlassungen verschwunden ist und sich in die schwer zugänglichen Gebirgsgegenden derflüchtet hat.

War in den bisher erwähnten Beispielen der Mensch die unmittelbare Ursache des Aussterbens dieser oder jener Tierart,

so wird er durch mancherlei Maßnahmen oft auch mittelbarer Anlaß. Der berühmte „Kahlhieb“ hat beispielsweise mit dem Verschwinden des gesamten Unterholzes des Forstes auch das Verschwinden der an jenes gebundenen Tierwelt zur Folge. Mit dem Buchenhochwalde schwindet der Auerhahn.

Doch auch ganz ohne Zutun des Menschen können Tierarten aussterben, wie beispielsweise im September 1898 der kleine bronzefarbene Kolibri der Insel St. Vincent durch einen Zyklon völlig ausgerottet wurde. Aber solches Zugrundegehen in einem natürlichen Kampfe ums Dasein dürfte seit Menschengebunden doch sehr vereinzelt dastehen.

Die Liste der durch menschliches Verschulden allein im verfloffenen Jahrhundert ausgestorbenen oder auf den Aus-

sterbeetat gesetzten Tierarten ist aller Wahrscheinlichkeit nach viel größer, als wir glauben: treten doch die unscheinbaren Spezies der niederen Tierwelt wie Akteurs dritten und vierten Ranges ohne jedes Aufsehen von der Schaubühne des Lebens, und nur die imposanteren Arten erregen bei ihrem Abgange gleich Helden der Tragödie Bedauern und Mitleid.

Der Ausrottung der Dronte, des Riesenalks und der Stellerschen Seekuh ist in der „Gartenlaube“ schon einmal gedacht worden. Von der Dronte ist uns noch eine Anzahl von Skeletten erhalten; ein Ei des Riesenalks, der im Juni 1844 ausgerottet wurde, brachte vor sieben Jahren 7280 Franken, eine Summe, die in Gold 48 mal so viel wiegt wie das Ei selbst, ein ausgestopftes Exemplar gar 10 000 Mark; von der Stellerschen Seekuh vollends ist uns meines Wissens weder Fell noch Skelett geblieben.

In letzter Zeit hat namentlich das Schicksal des amerikanischen Bisons oder Büffels Aufsehen erregt, der heute in einer Anzahl von nur noch 630 wildlebenden Tieren ein kümmerliches Dasein fristet. Und doch waren von diesem Wiederkäuer, der dem Indianer seit Urzeiten alles lieferte, dessen er zum Leben bedurfte, Nahrung, Kleidung und Wohnung, noch Millionen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den weiten Prärien westlich vom Mississippi vorhanden. Da kam 1869 der Bau der Zentral-Pazifikbahn, die die Massen zunächst in eine südliche und eine nördliche Herde von

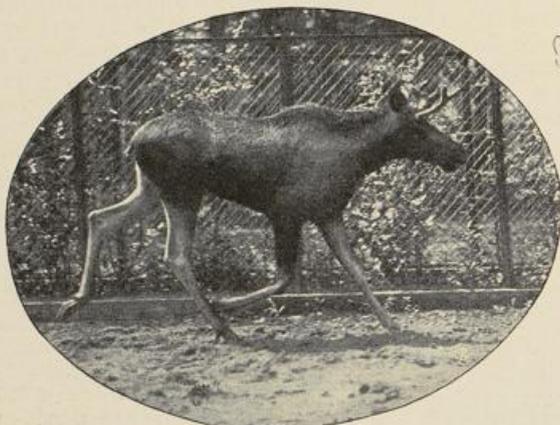


Moschusochse.

schätzungsweise je drei Millionen Tieren trennte. Aus allen Teilen eilten jetzt Jagdliebhaber und „Skinner“ herbei, und binnen vier Jahren war die südliche Herde bis auf wenige Tiere ausgerottet. Mit dem Bau der nördlichen Pacificbahn in den Jahren 1882 bis 1883 erlag auch die nördliche Herde dem gleichen Verhängnis. Zur Zahl der freilebenden Bisons,

Wildtiere, ein paar Jahrzehnte später fiel die Art auch in Siebenbürgen und Norddeutschland der Jagdlust zum Opfer. Leider dürften aber auch die Tage der Bialowiczer Herde bald gezählt sein, da die unvermeidliche Inzucht erfahrungsgemäß über kurz oder lang Degeneration zur Folge hat.

„Gleichsam eine romantische Jagdtieruine“, um mit den



Elch.



Biber.

von denen ein Teil im Lustpark in Kolorado und im Yellowstonepark in Wyoming gehegt wird, kommen noch 930 Tiere in den zoologischen Gärten Amerikas und 114 in denen Europas.

Das Los des Büffels teilt auch der Moschus- oder Bisamochse, der zur Zeit den größten Teil Europas bevölkerte, jetzt aber in Herden von ganz geringer Stückzahl nur noch im arktischen Nordamerika und Grönland anzutreffen ist. Die Jäger, vornehmlich der Hudsonbai-Company, die die zoologischen Museen mit Exemplaren zu versorgen bemüht ist, dürften dem Tiere binnen kurzem den Garaus machen. Wurden doch im August 1899 im Laufe weniger Tage von zwei derartigen Expeditionen 169 der so seltenen Kinder erlegt.

Bis auf einen in den Hochtalern des Kaukasus zwischen der Laha und Bjelaja wildlebenden kleinen, durch strenges Jagdverbot geschützten Trupp, eine im Urwald von Bialowicz

(Russisch-Litauen) sorgfältig gehegte Herde von ungefähr 1000 Stück, einen Bestand von etwa 60 Tieren in dem Fürst Pleschischen Forst zu Mezeryz (Ober-schlesien), sowie vereinzelte Exemplare in verschiedenen zoologischen Gärten ist auch der Wisent ausgerottet. Dieser europäische Better des Bi-

sons, „so von den Polen ein Suber, von den Deutschen ein Bisont oder Dautzhier, und von den unverständigen ein Aueroch geheißten werden“, wie der Freiherr zu Herberstein in seinen „Moscouiter wunderbaren Historien“ vom Jahre 1567 erklärt, neben dem Ur das Hauptjagdwild unserer Vorfahren, war bis ins 17. Jahrhundert in ganz Nordeuropa weit verbreitet. In Ostpreußen erlegte 1755 ein Wilddieb den letzten dieser

Brüder Müller zu reden, fristet auch das abenteuerliche Elchwild heute nur noch in den Waldeindöden Ostpreußens, Litauens, Rußlands und Scandinaviens kümmerlich den Rest seines einst so stolzen Daseins, seines seltsamen Geweihes wegen bis in die letzten Schlupfwinkel verfolgt.

Aus der Reihe des edlen europäischen Jagdwildes ist längst auch schon der Alpensteinbock getrichen, der heute nur dank dem energischen Eintreten des verstorbenen Königs Viktor Emanuel I. wenigstens in den Savoyer Alpen noch in größeren Rudeln lebt. Aus den Salzburger und Tiroler Alpen, wo er einst ganz daheim war, ist er längst verschwunden; im Jahre 1706 wurden hier die letzten Tiere, 5 Böcke und 7 Geißen, erlegt. Nach einem kürzlich veröffentlichten Bericht von C. Grevé in Dorpat soll der Stein-

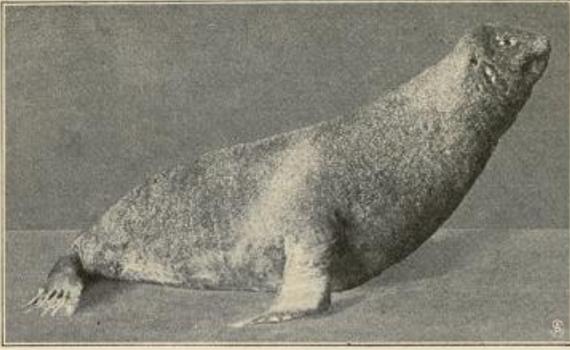
bock in Tirol allerdings erst um 1745, in Oberösterreich 1753 ausgerottet worden sein. Im Hellbrunner Park, wo die Erzbischöfe von Salzburg das Tier künstlich hegten, fiel der schöne Bestand im Anfang des vorigen Jahrhunderts der französischen Soldateska zum Opfer. Nach Ermittlungen des Zoologen Kraus sollen in Piemont heute immerhin noch gegen



Wildpferde.

2000 Alpensteinböcke vorhanden sein. Einzelne Tiere sind u. a. in der Schönbrunner Menagerie und im Zoologischen Garten zu Berlin.

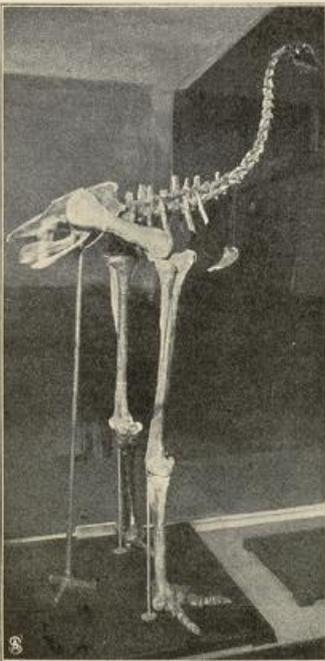
Nicht viel besser steht es mit dem um seines kostbaren Felzes willen schonungslos ausgerotteten Biber, der einst ganz Europa vom Mittelländischen Meere bis weit hinauf nach Scandinavien bevölkerte und stellenweise so häufig war, daß



Seebär.

beispiels halber in Bayern nicht weniger als 60 Orte und Namen von Flußläufen ihren Ursprung vom Worte „Viber“ herleiten. Heute gibt es, zunächst außerhalb Deutschlands, nur noch in einem engbegrenzten Gebiet der Rhone, im südlichen Norwegen und an der Wolga, innerhalb Deutschlands nur noch an der mittleren Elbe ganz vereinzelte Viberbauten. Die Schotten haben versucht, den kanadischen Viber in ihrem Lande heimisch zu machen, und auch bei uns in Deutschland trägt man sich mit dem Gedanken, einen amerikanischen Verwandten unseres Vibers jetzt anzusiedeln.

Die Kunde von der Ausrottung des noch im siebzehnten Jahrhundert in Ostdeutschland und Rußland durchaus nicht seltenen europäischen Wildpferdes verdanken wir dem bekannten russischen Forschungsreisenden Prschewalski. Seit 1876 ist dieses interessante Pferd auch aus den taurischen Steppen, dem letzten Zufluchtsort, verschwunden, und die Ausrottung erfolgte so schnell, daß in keinem Museum weder ein Balg noch ein Skelett des „Tarpan“ vorhanden ist. Prschewalski gelang es schließlich, aus Zentralasien eine Tarpanhaut nach Petersburg zu senden, und die Brüder Grumm-Grschinailo konnten 1889 nachweisen, daß der „equus Prschewalskii“ in Herden von 5 bis 15 Stück noch vereinzelt in den wildesten Gegenden Zentralasiens frei lebe.



Moa.

Friedrich Falz Fein hat jetzt den Versuch gemacht, in seinem großartigen Tierpark zu Askania-Nova (Südrußland) den Tarpan zu züchten, und diesem hochherzigen Tierfreunde verdankt der Berliner Zoologische Garten ein paar der dem Untergange geweihten Wildpferde.

Man würde ein dickleibiges Buch füllen können, wollte man das Schicksal aller der nur im letzten Jahrhundert ausgerotteten Tiere aufzeichnen. Wir begnügen uns deshalb, hier nur der bedeutendsten noch in Kürze zu gedenken.

An ausgerotteten Säugetieren weist im verfloßenen Jahrhundert der Dunkle Erdteil die meisten Opfer auf. Noch an der Schwelle des Jahrhunderts, Ende 1799, fand der Blau-

bock (Hippotragus leucophaeus), eine prächtige Pferdeantilopenart, seinen Untergang. Ihm folgte bald das seltsame Stumpfnashorn (Rhinoceros simus) und etwas später das Quagga (Equus quagga), das, noch im achtzehnten Jahrhundert ein Hauptnahrungsmittel der Hottentotten, von den Buren des Felles wegen, aus dem Getreidejücker verfertigt wurden, ausgerottet wurde. In der Kapkolonie wurde das letzte Tier 1870, im Oranjesfreistaat zehn Jahre später getötet. Von der ganzen Art sind nur zwei Skelette und ein Schädel in englischen Museen übrig geblieben. Ein anderes afrikanisches Wildpferd, Burchells Zebra (Hippotigris isabellinus), von den Bauern Transvaals seiner bunten Streifen wegen das „Bonte Quagga“ geheißt, ist ein Opfer des Burenkrieges geworden, und auch das eigentliche Zebra, das Bergzebra, soll heute bereits bis auf einzelne Herden zusammengeschnitten sein. Auf dem Aussterbeetat stehen ferner zweifellos die Giraffe — der Berliner Zoologische Garten hat vor vier Jahren 30 000 Mark für ein Paar bezahlt — das afrikanische Nashorn, der Elefant, von dem einer Statistik zufolge jetzt jährlich rund 50 000 Stück lediglich des Elfenbeins wegen niedergemacht werden, und der Löwe gewisser Gebiete.

Des Aussterbens des Känguruh und der Elefantenrobbe ist oben schon gedacht worden. Die riesige Robbe, die noch in den fünfziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts an den amerikanischen Küsten des Stillen Ozeans ganz allgemein war, ist hier binnen 40 Jahren vollständig ausgerottet worden. Das gleiche Schicksal droht einer Anzahl anderer Meeresfüßer: der Mönchsrobbe (Monachus tropicalis), der pazifischen Form des Walrosses, von der in den Jahren 1870—80 gegen 100 000 Stück erlegt wurden, dem See-



Eulenvapagei.

löwen, der jüngst, weil er angeblich die Fischerei schädigen sollte, von Regierung wegen an der kalifornischen Küste gänzlich ausgerottet wurde, und dem Seotter, dessen Balg zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit 400, heute aber bereits mit 2500 Mark bewertet wird.

Eine Gatte der im letzten Jahrhundert ausgerotteten Vögel verdanken wir dem englischen Zoologen May Kankester, der aber ihre Vollständigkeit selbst (leider mit Recht) bezweifelt. Wir führen auch hier nur die bedeutendsten Verluste auf.

Obenan steht der schwarze Emu (Dromaeus ater) von der Känguruhinsel im Süden Australiens, der eine ganz eigene Form darstellte. Eine französische Expedition entdeckte seinerzeit das seltene Tier und sandte drei dieser Emu nach Paris. Die Balge und Skelette dieser drei Tiere sind heute die einzigen

Überreste dieser Strauſenart. Schon vor ihm erloſch das neuseeländiſche Strauſengeſchlecht, der Moa, dem unſere Kolonie Samoa (oa = heilig; alſo dem Moa geweiht) den Namen dankt. Der einſt auf den Inſeln des Beringsmeeres heimische große Kormoran (*Phalacrocorax perspicillatus*) iſt 1839 zum letztenmal geſehen worden. Nur drei ausſtopfte Exemplare berichten noch von der auf der Inſel Mauritius heimisch geſeſenen holländiſchen Taube (*Alectoroenas nitidissima*), ſo genannt, weil ihr herrliches Gefieder die holländiſchen Farben trägt. Um die Mitte des Jahrhunderts ward aus der Liſte der Lebenden auch der überaus prächtige Gold-Mamo (*Drepanis pacifico*) geſtrichen, ſeiner gelben Federn wegen ausgerottet, aus denen schon die alten Häuptlinge von Hawaii ſich koſtbare Herrſchermäntel und Helme fertigten. Die letzte Labradorente (*Camptolaemus labradorius*) wurde 1852 getötet. Es ſeien noch kurz genannt: der Eulenpapagei, der Neſtorpapagei (*Nestor productus*), der Neſtor der Norfolk-Inſel, der Edelpapagei von Rodriguez (*Palaeornis exsul*) uſf. Auf dem Ausſterbeetat ſtehen ferner fraglos der merkwürdige Kiwi (*Apteryx*), ein ſchwingen- und ſteuerfederloſer Vogel, in Erdlöchern wohnend und nur nachts ſein „Kiwi-Kiwi“ ſchreiend — das einzige Ei bebrütet merkwürdigerweiſe das Männchen —, der Pinguin, der nur zu bald dank ſeiner naiven „Menſchenfreundlichkeit“ dem verwandten Riefenalk folgen dürfte, ja, und auch unſer europäiſcher Geier und Uhu, der nach dem Urteil der Brüder Müller langſam, aber unverkennbar dem Ausſterben verfällt.

Auch in den Reihen der Reptilien hat das 19. Jahrhundert bedeutſame Opfer gefordert. Namentlich die rieſigen Schildkröten der Mascarenen ſind es, deren Verluſt aufs höchſte zu beklagen iſt. Ob ihres ſchmachhaften Fleiſches und ihres Schildpatts gleichermaßen verfolgt, leben heute von dieſen nach Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo zahlreichen Tieren — „man wußte nicht, wohin man den Fuß ſetzen ſollte vor lauter Schildkröten,“ heißt es in einem Bericht, und 1759 bis 1760 wurden, wie authentiſch verbürgt, nicht weniger als 30 000 Elefantenschildkröten zu Schlachtzwecken nach Mauritius übergeführt — aller Wahrſcheinlichkeit nur noch zwei Exemplare. Das eine war 1810 von franzöſiſchen Soldaten gefangen und in einen Käfig ihrer Kaſerne zu Port-Louis (Mauritius) geſperrt worden; dieſe Schildkröte dürfte heute über 200 Jahre alt ſein. Das andere wurde auf den Egmonts-Inſeln (im Norden von Madagaſkar) 1895 gefunden und wird gleichfalls in Port-Louis in einem Park gehalten; das Tier wiegt nebenbei bemerkt 240 Kilogramm und mißt in gerader Linie 1,32 Meter. Auch die eigenartigen Galapagoſchildkröten ſind faſt verſchwunden. Von der dünnſchaligen Art der Inſel Abingdon iſt 1875 das letzte Tier erlegt worden. Dem Ausſterben nahe ſind ferner heute der Leguan und der Alligator, jener ſeines ſchmachhaften Fleiſches, dieſer ſeines Leders wegen verfolgt.

Von den Verluſten, die das verfloſſene Jahrhundert im Bereiche der anderen Tierwelt gezeitigt hat, können wir uns auch nicht annähernd einmal eine Vorſtellung machen. Szó nennt acht Inſektenarten, deren Verſchwinden er aus der Umgebung von Budapest inſolge veränderter Forſtwirtſchaft binnen wenigen Jahren feſtſtellen konnte . . .

So ſehen wir denn allüberall das Tier vor dem auf ſein bibliſches Herrſcherrecht pochenden Menſchen zurückweichen und verſchwinden. Und das Ende vom Liede iſt, wenn dieſer Vernichtungskampf ſo ſinnlos weitergeführt wird: auf der ihrer köſtlichen Naturzierde beraubten Erde leben außer dem Menſchen — nota bene dem Kaukaſier und Mongolen — nur noch Hauſtiere, Pflanzenſchädlinge und — nicht zu vergeſſen — Bakterien; die übrige Tierwelt iſt aber ausſtopft, ſkelettiert oder ſonſt wie konſerviert allenfalls in Muſeen zu betrachten, und hinter dem Namen jedes Exemplares ſteht das ominöſe Kreuz: ausgeſtorben.

Glücklicherweise beginnt ſich aber doch heute schon bei den Verſtändigeren allgemach die Einſicht Bahn zu brechen, daß dieſer Ausrottungswut

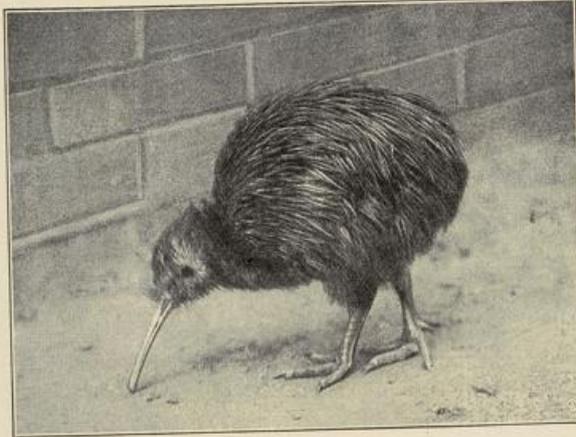
beizeiten ein Riegel vorgeſchoben werden müſſe, und ſo können wir denn hier von einer Reihe von Schutzmaßnahmen ſchließlich berichten, deren Nachahmung allgemein dringlichſt empfohlen werden ſoll.

Die groẞartigſten Schutzmaßregeln haben zweifellos bis heute die doch um ihrer Geldgier ſo verſchrieenen Yankees getroffen. Ihre fünf gewaltigen Nationalparks, voran der Yellowstonepark mit 2288 000 Acres Ausdehnung, der Joſemitepark mit 1000 000 Acres und der Sequoiapark mit etwa 100 000 Acres, ſind ein ſicheres Asyl für ungezählte Lebeweſen. Und es iſt keineswegs ein Übermaß von Waldreichtum, das die Amerikaner zu ſo wahrhaft menſchenwürdigen Entſchlüſſen beſtimmte: ſchon heute vermag die Union ihren Holzbedarf im eigenen Lande kaum noch zu decken. In Afrika

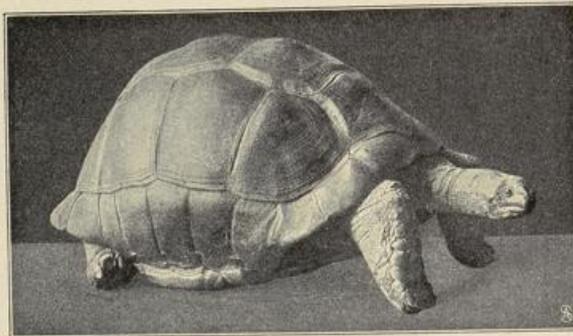
ſtrebt eine vor etwa zehn Jahren gebildete Geſellſchaft engliſcher Zoologen und Tierfreunde — an ihrer Spitze ſteht der berühmte Kenner der afrikaniſchen Tierwelt, Courtenay Selous — heute die Errichtung eines ähnlichen Tierparks an. Man beabſichtigt ein Gelände von etwa 80 000 Hektar zu umzäunen und damit den zunächſt am ärgſten bedrängten Wiederkäuern und Naſhörnern ein natürliches Asyl zu ſchaffen.

Des von der norwegiſchen Regierung erlaſſenen Jagd-

verbotes auf Wale iſt oben schon gedacht worden. Im gleichen Sinne verbot 1893 die chileniſche Regierung auf vier Jahre die Jagd der Seeſäugetiere an ihren Küſten und beorderte zwei Kriegſchiffe zum Schutz der Tiere an die von ihnen beſonders bevorzugten Stellen. Wie nützlich derartige Regierungsmaßregeln ſein können, zeigt am beſten das Vorgehen der ruſſiſchen Regierung in der Frage des Seebärenſchutzes, jener Robbe, die den „Sealſkin“ liefert. Die Robben waren zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts auf vielen Inſeln bereits



Kiwi.



Riesenschildkröte.

so arg dezimiert, daß die jährliche Ausbeute an Fellen schließlich im Durchschnitt nur noch etwa 3000 Stück betrug. Heute gehen dank den strengen Jagdgesetzen auf jenen Inseln im Stillen Ozean jährlich wieder vom Mai bis Oktober schätzungsweise fünf Millionen Seelöwen ans Land, von denen aber nicht mehr als 100 000 Stück getötet werden dürfen. In unseren deutschafrikanischen Kolonien sucht man neuerdings der Ausrottung des Elefanten und anderen Großwildes dadurch zu steuern, daß man sehr hoch normierte Jagdscheine ausgibt. Was die Amerikaner konnten, was die Engländer anstreben, was die

Russen erreichten, sollten das wir Deutsche nicht auch können, und nicht zuletzt in unserem Deutschland, wo es u. a. in letzter Stunde den Biber zu retten gilt? Professor Conwenz (Danzig) schlug jüngst in einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde vor, dem Staate den Schutz der Naturdenkmäler nach genauer Aufnahme und Kartierung der vorhandenen Naturdenkmäler und schutzbedürftigen Naturcharaktere ebenso dringend ans Herz zu legen, wie es die Kunsthistoriker bereits mit gutem Erfolge für die Kunstdenkmäler taten. Auch uns scheint dieser Weg allein zum Ziele zu führen.

## Die Freunde.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Georg von der Gabeleng.

Einsilbig wanderten die beiden Männer der Hütte zu, die zwei Stunden oberhalb Suldens hart am Fuße des Örtler liegt. Der Weg führte sie wieder bis zu den Hängen der Legerwand, dann quer über Steinmoränen des Gletschers, zuletzt über wildes Geröll und mageren Grasboden hinauf an das Ufer des Gratfées. Schon begann die Dämmerung die Umgebung der Hütte in ihre traurigen, dunklen Farben zu hüllen, als sie an dem klaren Wasserspiegel vorbeischnitten. Ein großer Block ragte aus ihm empor, er glied aus der Ferne einem breitschultrigen Manne, der bis zum Gürtel im See stehend, sich tief über irgend etwas im Wasser bückte.

Der See hatte etwas Tiefenstes, fast Totes. Als Unterbauer zu ihm hinabstieg, um in einem Blechkrug Wasser zu schöpfen, während Steinhof unterdessen in der Hütte Feuer anzündete, flogen einige Bergdohlen vom Ufer auf und kreisten neugierig und schreiend über seinem Haupte. Die schwarzen Vögel über dem schwarzen Wasser erschienen Unterbauer wie die Boten irgend eines Unheils. Er hob ärgerlich einen Stein auf und warf nach ihnen, aber die Vögel ließen sich nicht verschrecken, und ihre neckenden, zornigen Rufe verstummten nicht. Es war, als ärgerten sie sich über das Eindringen der Fremdlinge in ihr Reich, als wollten sie diese warnen, sich weiter vorzuwagen.

Als er in die Hütte zurückkehrte, fand er den Freund am flackernden Herde bereits in emsiger Tätigkeit. Er hatte auf dem Tische die den Rucksäcken entnommenen Vorräte aufgelegt, hatte Bestecke hervorgefucht und beeilte sich nun, eine Suppe zu kochen.

Bei der gemeinsamen Mahlzeit wurde auch Unterbauer gesprächig, denn Steinhof hatte den Freund an frühere gemeinsame Touren erinnert, an ähnliche Abende in irgend einer Klubhütte, an geteilte Gefahren und Genüsse, an vielerlei Bekannte und Freunde, die man in den Alpen gefunden hatte. Unmerklich fast wurde dadurch das alte brüderliche Verhältnis zwischen ihnen wieder hergestellt, und Unterbauer vergaß für einige Stunden, daß er noch eben nahe daran gewesen war, den Freund zu hassen.

Wenn nur die Nacht nicht gewesen wäre! Die Nacht, die ihn mit ihren unheimlichen Geräuschen, mit ihrem leisen Windgeheul, mit dem Klappern der Holzläden und dem Herumtasten an Dach und Wand lange wach erhalten würde.

Und im unruhigen Schlaf kam es diesmal über ihn wie ein Fieber. Er sah Ellen am Fenster des Hotels im weißen Gewande mit aufgelöstem Haare, umstrahlt von der glanzvollen Helle des Zimmers. Er streckte im Traume die Arme nach ihr aus, er rief ihren Namen, aber unsichtbare Fäuste hielten ihn fest, bannten ihn, daß er sie nicht umfassen konnte. Diese harten Hände waren die des Freundes, waren Steinhofs Hände. Da rang er mit ihm, daß in Herzen, feuchend, Brust an Brust kämpften sie. Neben Ellen stand der Professor, auf seinem stets ruhigen Gesicht zeigte sich kein Mitleid für ihn, er schien mit dem abwägenden prüfenden Blicke des Ge-

lehrten den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Über ihnen aber kreisten wieder mit boshaften und triumphierenden Augen die schwarzen Dohlen. Welcher Kampf!

Immer mehr drängte ihn Steinhof zurück, er fühlte seine Muskeln erlahmen, immer weiter entschwand ihm das liebliche Mädchenantlitz, immer lauter schrien die Dohlen. Er verstand ihre Sprache und sie riefen ihm zu: Dem Sieger soll Ellen gehören!

Nun häumte er sich feuchend empor, mit Ausbietung der letzten Kräfte.

Blötzlich fühlte er hinter sich den Boden sinken, er ahnte einen Abgrund, das Ende, den Tod. Verzweifelt krallte er sich an seinen Feind, heller Schein blitzte vor seinen Augen auf — da erwachte er jäh und hatte den Arm Steinhofs gefaßt. Dieser stand vor ihm, ein Licht in der Hand haltend, und bedeutete ihm, daß es Zeit sei, an den Ausbruch zu denken.

„Du warst so unruhig die Nacht, bist du nicht wohl, Stephan?“ fragte er, in das erschrockene schweißbedeckte Gesicht des Freundes blickend.

„Ich nicht wohl? Nein, es ist nichts, 's ist schon gut, ich bin gleich bereit,“ antwortete Unterbauer, sich die Augen reibend. Dann wickelte er sich aus der wollenen Decke, die er über sich gebreitet hatte, und tauchte den Kopf in eine Schüssel mit kaltem Wasser. Das erfrischte und ermunterte ihn. Er war froh, dem quälenden Traum entronnen zu sein.

Als Steinhof die Hüttentür aufstieß und zum Pikel griff, den er nach Bergsteigerart während der Nacht draußen gelassen hatte, drang mit dem Nebel eisige Kälte in den Raum und legte sich feucht auf alles, auf Tisch und Decken und an die Scheiben der beiden kleinen Fenster. Die Wanderer aber störte das nicht, sie waren die Kälte eines Morgens im Hochgebirge gewöhnt. Der Maler hatte Tee gekocht, und dieser wärmte beide aus.

Nun war alles bereit, das Feuer im Herd gelöscht, die Läden sicher befestigt, das Gerät der Hütte, die Decken, die Teller, Gläser und einige Bestecke gesäubert und an ihren Ort geräumt. Die Pfeifen brannten, und rüstig schritten die beiden dem wie eine graue Wand erscheinenden Gletscher zu.

Der Gratfée lag schweigend und schwarz da, die Dohlen schliefen wohl noch irgendwo in einer Felsenpalte. Am dunklen Nachthimmel funkelten mit kaltem Blitzen einige Sterne.

Nach kurzer Zeit standen sie am Rande des Eises, das sich hier, als wollte es dem Tage entgehen, unter Schutt und Felsblöcken verlor. Beide hielten nach einigen Schritten an. Unterbauer rollte das Seil auf, legte es mit flüchtigen Worten Steinhof um, der unterdessen, wie er es von jeher gewohnt war, einige Bemerkungen in sein Notizbuch verzeichnete. Dann knüpfte auch er sich an das Seil und ergriff den Pikel, den er neben sich in einen Schneefleck gestossen hatte.

Nun betraten beide, durch das Seil aneinander gebunden, das Eisfeld des Gletschers.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, der Schnee war hart, kaum hinterließen die genagelten Schuhe Spuren auf

seiner Oberfläche. Vor den beiden Männern, die schweigend mit den langsamen, stetigen Schritten des Bergsteigers den Gletscher empordrangen, erhob sich die fast senkrecht erscheinende, von Felsen durchsetzte Wand des Hochjochs, jenes tiefsten Punktes in dem Grate, der den Ortler mit seinem südlichen Nachbar, dem Monte Zebro, verbindet. Immer weiter schritten die Freunde in das gletschererfüllte Hochtal hinein, in das von rechts und links schroffe, vom weißen Schnee überzuckerte Felsgrate herniederstiegen. Unter ihnen lagen die stummen Zeugen herabgestürzter Lawinen, mächtige Blöcke aus schwarzem Gestein, zum Teil zertrümmert durch die Wucht des Falles, festgefroren auf dem Eise.

Nach einer Stunde etwa hielt Stephan Unterbauer schwer atmend inne, auch Steinhof blieb stehen, und beide schauten wie auf Verabredung, ohne ein Wort zu wechseln, rückwärts über die Spuren im Schnee hinweg nach den Schatten des Tales. Sie wußten, dort unten ganz in der Ferne, unsichtbar hinter Berghängen lag das Hotel, in dem sie mit Ellen Peterjen und ihrem Vater gewohnt hatten. Sie dachten beide an die kleine, mutige Freundin, die sonnige Gefährtin auf mancher Tour, an das Mädchen mit den blauen Augen, den roten Lippen und dem blonden welligen Haare, das sie liebten, beide liebten! Und die zwei Männer standen minutenlang schweigend da, auf die Eisärte gelehnt, mitten in der großen, hehren Stille, die sie umgab. Nur ihre Herzen redeten eine laute und leidenschaftliche Sprache.

Da glitt mit einmal ein helles Licht wie eine Erscheinung über den nachtblauen Himmel, und rosiger Schimmer vergoldete bald darauf den bleichen Schneegipfel der Königspitze und den Eisgrat des Zebro. Die Sonne war im Erwachen. Sie sandte ihre leuchtenden Vorboten, rosenrot besiederte Lichtpfeile, die ihre feurigen Spuren auf den getroffenen Bergeshauptern ließen. Beide Freunde sahen das wundervolle Schauspiel an, aber Stephan drängte wieder weiter, eine Unruhe und Ungebuld hatte ihn erfaßt, die er in früheren Jahren nie an sich beobachtet hatte. Er riß den Pickel aus dem Eise und wandte sich wieder dem Berge zu.

„Die Sonne geht schon auf, Hans, wir dürfen nicht warten und träumen!“ sagte er in rauhem Tone.

„Dränge doch nicht so! Noch nie sah ich einen so schönen Sonnenaufgang!“

Mit einem Seufzer wandte sich Hans um und schritt weiter. Er schämte sich, es dem Freunde zu gestehen, aber er wäre am liebsten wieder hinabgelaufen und rasch nach Trafoi gefahren, zu ihr, an der sein Herz hing.

Stephan ahnte wohl die Gedanken des anderen, aber er dachte nicht an Umkehr; je weiter sie vorschritten, um so mehr entfernten sie sich von ihr, um so größer wurde ja der Abstand zwischen dem jungen Mädchen und seinem Freunde. Er wollte rasch weiter, immer höher hinauf, um den Freund fortzuziehen von ihr, als fürchtete er, sie könnte ihnen folgen, hinter ihnen auf dem Gletscherfelde auftauchen, als vermächte er dadurch das innere Band, das vielleicht doch die Herzen jener im geheimen verknüpfte, zu zerreißen.

Jetzt wurde der Hang steiler und steiler, Stephan schwang die funkelnde Art und hieb Stufen, schnell, mit einer Hast, als gälte es einen Wettlauf. Bald standen die Freunde an einer jähen, vom Hochjoch herabkommenden Felsrippe. Sie kletterten an ihr empor. Je tiefer das Tal sank, je höher sie in die wilden Berge hinaufstiegen, um so wortfarger und nachdenklicher wurde Unterbauer.

Die am Himmel aufschwebende Sonne weckte die schlummernden Gewalten der Berge aus eisigem Banne und rüttelte sie aus ihrem tiefen Schlafe. Jetzt begannen sie lebendig zu werden. Ab und zu unterbrach ein dumpfer Knall oder ein ferner, lange hinschallender Donner die feierliche Ruhe des Morgens, wenn in irgend einer der steilen Schneefschluchten eine Lawine niederhing. Hoch oben hatte ihr die Sonne die kalten Fesseln gelöst, mit denen sie auf abschüssigem Felsbände gehalten worden war.

Immer schroffer wurde die zum Suldenferner hinabschießende Eiswand, an der die Freunde nach Überwindung der unteren Felspartien emporstiegen. Unter den kräftigen Hieben der Art splitterten größere und kleinere Eisteile los und fuhren zischend neben den beiden Männern zu Tal, wie kleine Schlitten einen steilen Hang hinabjagen. Manche größere Eisteile rannten gleich seltenen, glitzernden Steinen in tollen Sägen aufschlagend und wieder durch die Luft springend hinab, bis sie unten in einer der gähnenden, schwarzen Klüfte verschwanden.

Endlich standen die beiden im hellen Sonnenschein oben auf dem Hochjoch nach Stunden harter Arbeit in Fels und Firn. Mit wenigen Schritten erreichten sie über Felsgeröll die kleine Schuhhütte, sie öffneten die Tür und ließen sich einen Augenblick auf der Holzpritsche drinnen nieder, um zu rasten und ihren Proviant aus den Rucksäcken auszupacken.

Wie hatten sie sonst die Ruhe zum Klaudern benützt — heute verzehrten sie beide schweigend das Frühstück. Stephan Unterbauer hatte den Freund vom Seile losgebunden und rollte es zusammen, indem er die einzelnen Schlingen über Knie und Fußhohle laufen ließ. Steinhof hatte selbst gewünscht, zunächst ohne Seil weiterzugehen; wenn es nötig sein sollte, konnte man es ja später noch immer von neuem umbinden.

Die Hütte lag in wilder, starrer Einsamkeit mitten unter Eis und Fels, wie vergessen von allem Lebenden. Unterbauer trat ins Freie und blickte um sich, er hielt es nicht länger drinnen neben jenem aus, der ihm das Herz des jungen Mädchens zu entfremden drohte, der, sein alter Spielfamerad, sein Freund, im Begriffe war, das herrliche Traumbild seines Glückes und seiner Zukunft zu zerören, der ihn vielleicht gar zu der lebenslänglichen Dual verurteilen sollte, Ellen an der Seite eines anderen zu sehen, zu sehen, daß sie von einem anderen geküßt und geliebt wurde. Es hätte ihm jetzt Überwindung gefosset, mit Hans Steinhof zu reden. Die Ungewißheit, das verzweifelte Hoffen und bange Fürchten spannten seine Nerven auf die Folter. Könnte er doch einen Blick in Ellens Herz tun!

Hier draußen dagegen atmete er freier, der Anblick der aufragenden Berge, ihrer trotzigen Felswände, ihrer eisigen, in der Sonne blizenden Schneeflächen wirkte kurze Zeit zerstreuend und besänftigend. Er bemühte sich, an anderes zu denken, er ließ seine scharfen Augen, die gewohnt waren, bei jedem Felsen, jedem Eishange nach den Stellen zu suchen, wo Hand und Fuß an ihnen emporklimmen könnten, über die mächtige Umgebung der Hütte schweifen. Da lag hinter ihm der steile Schneegrat, der zum Monte Zebro hinaufführt, dessen Gipfel, fast tausend Fuß höher, doch zum Greifen nahe erschien. Drüben schwang sich das seine schlankte Horn der Thurwieserspize in die Luft empor, im Osten, von den Sonnenstrahlen überglüht, lag ein weiter schimmernder Kranz schön geformter Firngipfel, eine ganze Kette herrlicher Berge! Auf manchem hatte er einst mit ihr gestanden, mit dem wahnsinnig geliebten Weibe. Als seien seine Gedanken an eine freisörmige Bahn gezwungen, so kehrten sie immer wieder zu Ellen Peterjen zurück.

Er wandte sich kurz um und sah mit raschen hinteren Blicken nach dem kleinen Häuschen.

Wie winzig kam es ihm in dieser Umgebung gewaltiger Felsstrümmen und drohender Eismassen vor, so klein und zerbrechlich neben den ewigen Bergen, als könnte er es mit der Kraft des Hohns hinabschleudern in die Tiefe des Sulden-gletschers.

O welcher Ekel ihn plötzlich schüttelte vor allem Treiben der Welt, vor ihrer blinden sinnlosen Ungerechtigkeit!

Er wollte das Gefühl von sich scheuchen und sprang einige Schritte weiter. Wie konnte er solch' ein Tor sein, warum bezwang er nicht die ihn quälenden Gedanken! Sollte die Eifersucht so stark geworden sein?

Über die nach Süden, auf den Boden Italiens absinkenden Schneehänge kam jetzt ein einzelner, grauer Nebelballen emporgezogen, wie ein dickleibiges Ungeheuer, wie ein unheimlicher



Kupferdruck von Braun, Clement & Co., Darmstadt i. G.

Schmeichelfläßchen.  
Gemälde von H. Bonquereau.

Vote, den die Berge ihrem tief verwundeten Freunde sandten. Er wälzte sich, immer mehr anwachsend an den zackigen Graten der Thurwieserspize empor und slog dann mit raschem Entschlusse auf das Hochjoch, gerade auf Stephan zu, als habe er ihn plötzlich erkannt. Andere dicke Wolken krochen in den italienischen Tälern herum, sammelten sich in den dunklen Klüften, wie Menschen, die Böses planen, und schoben sich schwerfällig über Almen und Geröllhänge empor, bis hinauf auf die weißen Gletscher.

Stephan als erfahrener Bergsteiger wußte, daß diese plötzlich auftauchenden Wolken nichts Gutes bedeuteten. Aber wie ein Blitz durchzuckte es ihn bei ihrem Anblick, er sah sie jetzt fast freudig herankommen, er sehnte sich nach Kampf und Gefahr, er hatte den grimmigsten Wunsch, etwas zu zerstören, zu zerbrechen. Ja, er wünschte sie herbei, diese Voten, die Bundesgenossen, Nebel und Sturm, denn er wußte, was das hier oben bedeutete, daß es mit dem Berge einen Kampf ums Leben geben würde, und der Gedanke daran erschien ihm mit einem Male verlockend.

War nicht einer von ihnen zuviel auf der Welt? Nun mochte sich's zeigen, wer der Stärkere war, wer der Siegreiche blieb! Wie ein Gottesurteil erschien es ihm, daß das Wetter sich wenden, daß der Berg ihnen den Krieg erklären wollte. Mögen Sturm und Nebel kommen, jetzt, Hans Steinhof, gilt's ein ernstes Spiel, das Leben ist der Einsatz, höchstes Glück wird der Gewinn sein!

Trozig, finster, entschlossen beobachtete Unterbauer die emporfliegenden Nebelfetzen, die ein eifriger Wind zu toller Jagd antrieb. Sie ramten über die Schneefelder und kletterten unter ihm an den Felsgraten des Ortler empor.

Die laute Stimme des Freundes riß ihn jäh aus seinen Gedanken, daß er zusammenfuhr wie von einem Steine im Nacken getroffen.

„Nanu, Stephan, was träumst du? Kommst du nicht mit?“

Hans hatte bereits die Steigeisen an die Füße geschnallt und eilte dem Beginne des gefährlichen Eis- und Felsgrates zu, der sich jäh zum Ortlergipfel aufschwingt. Schon kletterte er rasch über verschneite Felsblöcke die ersten Stufen empor.

„Siehst du den Nebel? Es wird nicht gut werden, wir bekommen Sturm!“ rief ihm Unterbauer zu, seinen Rock zuckend und schnell den Rucksack aufnehmend. „Wir sollten's lieber aufgeben!“

„Ach, das schadet nichts, nur keine Angst! Heute abend wollen wir in der Payerhütte schlafen.“

Stephan hatte doch, als er Steinhofs Stimme gehört, einen Augenblick geschwankt, den Freund zurückrufen, ihn nochmals warnen wollen, kannte er doch besser die Gefahren einer bei Nebel und Sturm unternommenen Hochtour, noch dazu, wenn es sich um eine so schwierige Aufgabe handelt, wie es die Ersteigung des Ortler vom Hochjoch ist. Wenn sie sogleich umkehrten, konnten sie vielleicht unten auf dem Gletscher sein, ehe der Nebel sie faßte. Aber Steinhof stürmte ihm voraus, ohne auf ihn zu hören. Sollte das Glück ihn blind gemacht haben, daß er alle Gefahr verachtete? So mochte es denn sein, ein höheres Schicksal schien es so und nicht anders zu wollen! Rasch schnallte sich auch Stephan die Steigeisen an, warf das Seil über die Schulter und folgte dem Voransteigenden.

Mit verwegendem Mute stieg der Maler voran. Die Zacken der Steigeisen krallten sich in den Firn und knirschten auf den verschneiten Felsen. Ab und zu bröckelte unter den nach einem festen Griffen tastenden Händen der Männer ein morscher Stein los, kollerte einige Schritte hinab, sprang an einer vorstehenden Kante in die Luft, schlug noch einmal tief unten auf dem Eishange auf und verschwand endlich dem Auge, um nach rasender Fahrt erst in einer der blauschwarzen Klüfte des Gletschers Ruhe zu finden.

Die Felsen des Grates verschwanden allmählich unter einer scharfen Eisschneide. Steinhof, der noch immer vorankletterte,

hob die Art und schmetterte sie auf die funkelnde, steile Schneefläche. Rieselnd und rauschend zischten die Eis- und Schneeteile am Hange hinab, Stufe um Stufe ward dem glitzernden Schneefelde abgewonnen. Endlich stand der junge Mann oben. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Jubelnd schwenkte er die Mütze, sein heller Zauchzer klang frisch, übermütig und sieghaft durch die Luft. Wie auf der Spitze eines Kirchdaches stand er da, hell gegen den Himmel gezeichnet. Zu beiden Seiten schossen die Schneeflanken des Grates viele hundert Meter hinab, von einzelnen, fast schwarzen Felspartien durchsetzt und zu steilen Rinnen zerteilt.

Langsam und sicher war Stephan Unterbauer nachgestiegen. Jetzt hatte er den Freund erreicht, der mit der Hand in die grüne Tiefe des Trafoier Tales wies, wo man wie ein unendlich sorgfältig gelegtes Band die Windungen der breiten Alpenstraße sah.

„Jergendwo dort unten wird nun wohl Ellen an uns denken, Stephan. Wie schade, daß sie nicht mit uns ist!“

Stephan antwortete nicht, denn das Gefühl rasender Eifersucht schnürte ihm die Kehle zu.

Vor ihm stand sie, seine Ellen, die er mit älterem Rechte als jener liebte, die er zu seiner Gefährtin, seinem Weibe machen wollte, nach der jede Faser seines Herzens in Sehnsucht schrie. Warum mußte sein Freund von neuem ihren Namen nennen, ihn immer wieder mit dem fast triumphierenden Tone eines Siegers an das Mädchen erinnern! Hans achtete nicht auf das finstere Schweigen des Gefährten und drehte sich unbefangen den blonden Schnurbart in die Höhe. Wieder begann er, sich auf die Art lehrend: „Sag mal, tut dir's nicht auch leid, daß uns Ellen nicht begleitete? Wir hätten sie mitnehmen sollen!“

„Ellen? Warum?“ entgegnete unfreundlich und kalt, fast rauh der Angeredete.

„Warum? Nun, Stephan, einmal muß ich dir's doch sagen, weil ich Ellen lieb habe, weil sie ein herrliches, mutiges Mädchen ist, weil ich kein schöneres auf der Welt kenne, kurz, weil ich sie liebe! Liebe wie — na — wie man nur eine Braut liebt!“

Da sagte es ihm sein Freund also unverhohlen, frei ins Gesicht! Stephan empfand bei diesen Worten einen stehenden Schmerz in seinem Innern, als bohrete sich ein kalter Stahl in sein Herz. Am liebsten hätte er dem Freunde einen Stoß versetzt, der ihn rettungslos hinabschleudern mußte, dem Tode in die Arme. Seine Pulse hämmerten, seine Fäuste umspannten krampfhaft den Eisenriem der Eisart. Aber noch gab es ja einen Funken Hoffnung! Mit bitterem Tone in der Stimme sagte er nach einer Weile, und zitternde qualvolle Erwartung lag in seiner Frage: „So? Du liebst Ellen? Hans, du liebst sie? Glaubst du, daß sie dich auch liebt? Ich meine, weißt du das sicher, hat sie dir selbst was gesagt?“

Sein Blick hing am Munde des Freundes, um die Antwort abzulesen. Wenn er doch sagen wollte: Ich weiß es nicht bestimmt, ich glaube nur! Er hätte Gott gedankt, er hätte seinen Freund für diesen kümmerlichen Brocken einer Hoffnung umarmen können! Aber Steinhof entgegnete ruhig, mit sicherer Bestimmtheit — er schien die Aufregung des anderen gar nicht zu bemerken:

„Ja, ich weiß es, sie selbst hat mir's neulich am Abend gesagt, nach der Musik. Du warst schon fortgegangen.“

Stephan Unterbauer war bleich geworden, sein Atem stockte, kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten. Er hatte im stillen rasch und inbrünstig gebetet, obgleich er nur noch die Hoffnung des Ertrinkenden hatte, der nach Luft ringt; er hatte gelehrt, der Freund möge ihm das Entsetzliche nicht antun, möge antworten: Ich weiß es nicht, ob sie mich liebt. Nun ward es ihm plötzlich dunkel vor Augen, er hatte die Empfindung, als habe man ihm das Dasein wie mit einer Schere abgeschnitten, er hörte ihren stählernen unerbittlichen Klang. Es gab für ihn keine Hoffnung, keine Rettung, kein Leben mehr! Sie liebten sich, sie hatten es sich gesagt, nun

war es aus, Ellen war ihm für ewig verloren! Er preßte frampfhaft die Hand auf sein Herz; dort drinnen war etwas zerprungen und ertötet.

O, wie wahr hatte sein Traum gesprochen!

Da stieg Haß in ihm auf, bitterer, blinder, mitleidloser Haß gegen den Freund, gegen den Räuber seines Glückes, den Zerstörer seines Daseins. Er glaubte einen Augenblick in den Abgrund stürzen zu müssen, denn die Berge um ihn verschwammen zu formlosen, gigantischen, schwantenden Massen. Aber mit Gewalt raffte er sich zusammen.

Nun gab es kein Zurück für ihn, mochte ihr Geschick in Erfüllung gehen! Jetzt erst bemerkte er, daß der kalte Nebel sie in hastendem Fluge eingeholt hatte und sie zu umhüllen begann. Auch der Wind stieß heulend mit tausenden Schwingen wie ein gewaltiger Adler um die Gratzaden. Hatte er nicht selbst die Geister des Berges gerufen? Sie kamen, sie waren da, um ihm zu helfen, den dort, den Todfeind, den Gespielen zu vernichten. Wilde, verbrecherische Wünsche zuckten Stephan durch das Hirn, unklar und flüchtig wie ein schwarzes Tier, das einem nachts im Walde über den Weg läuft.

Mit mißtönender Stimme rief er Steinhof zu: „Weiter!“ Wären sie noch länger so nebeneinander geblieben, er hätte jenen sicherlich gepackt und hinabgestoßen. Doch nicht er, der Berg sollte zwischen ihnen entscheiden!

Die hohe überwachtete Firnschneide, die sie erreicht hatten, war nur der Ortlervorgipfel gewesen, der schwierigste und gefährlichste Teil des Anstiegs lag noch vor ihnen, der Übergang zum eigentlichen Ortler.

Stephan Unterbauer fragte, einer alten Gewohnheit folgend, fast ohne sich seiner Worte bewußt zu werden, ja, er bereute sie, als sie ihm entflohen waren:

„Wollen wir nicht das Seil nehmen?“

„Nein, danke,“ gab der Maler zurück, „sag mir nur, wo ich zu gehen habe, du kennst ja den Weg von früher.“

Jener verschmähte das Seil in jugendlicher Unterschätzung der Lage — um so besser!

„Dem Sieger soll Ellen gehören,“ hatte der Professor zu ihm im Traume gesagt, und Steinhof war der Sieger im Traume gewesen. Aber jetzt, in der Wirklichkeit? Noch sollte sich's zeigen!  
(Schluß folgt.)



**William Pitt.** Am 23. Januar bis. Js. sind es hundert Jahre, daß William Pitt der Jüngere, der große englische Premierminister und einer der mächtigsten Feinde Napoleons, starb — die Schlacht von Waterloo, die den blutigen Ruhmesstern des Korps noch einmal voll aufblühen ließ, hat ihm den Todesstoß gegeben. William Pitt wurde als zweiter Sohn William Pitts des Älteren, am 28. Mai 1759 geboren. Er besuchte die Universität von Cambridge, trat 1780 in London zum erstenmal als Sachwalter auf und gelangte durch die Förderung, die ihm der Herzog v. Rutland gewährte, schon im folgenden Jahre ins Unterhaus, wo er sich der Whigpartei anschloß. Pitt war ein Gegner des amerikanischen Krieges, er vertrat seine Ansicht in mancher glänzenden Rede und stürzte durch die Gewalt seines Vaters 1782 auch das Ministerium North. Volkstümlich geworden durch sein Drängen auf Abschaffung der Teilstake, Emanzipation der Katholiken, Reform des Parlaments usw., trat Pitt 1782 nach Fox's Resignation als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburnes ein, allzeit ein erbitterter Feind der royalistischen Politik. Diese Feindschaft hielt ihn auch davon ab, in das Koalitionsministerium Fox-North einzutreten, das sich nach dem Sturz des Shelburneschen gebildet hatte. Als aber König Georg III. dieses Ministerium entließ, wurde der erst 24-jährige Pitt Premierminister, am 19. Dezember 1783. Im 1781 neugewählten Unterhaus besaß Pitt die überwältigende Mehrheit. Er brachte eine neue Indebiltät ein, ordnete die zerstückelten Finanzen des Staats, hob den Kredit durch Einführung von Tilgungsfonds und schloß 1786 einen günstigen Handelsvertrag mit Frankreich ab, den die Folgen der Revolution allerdings illusorisch machten. Die Ausschreitungen der französischen Revolution machten Pitt zum überzeugten Konservativen. Er suchte dem Einfluß demokratischer Ideen in England durch die Freundschaft, die Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts usw. zu steuern und darum von den Pariser Revolutionären für einen „Feind des Menschengeschlechts“ erklärt. Mit unerbittlicher Strenge unterdrückte Pitt den Aufstand der Bewohner Irlands, das er dann später durch kolossale Bestechungen ganz mit

England vereinigte, um es politisch unelbständig zu machen. Den infolge von Mißernten und durch den Krieg mit Frankreich gefährdeten Kredit rettete er durch das Verbot der Barzahlungen und schaffte durch Einführung einer Einkommensteuer wiederum die Mittel zur Fortführung dieses Krieges. Als der König sich weigerte, die von Pitt gemachten

Besprechungen den Iren gegenüber zu erfüllen, dankte Pitt im Februar 1801 ab, stürzte aber schon 1803 wieder das Ministerium Addington, das den Frieden von Amiens geschlossen hatte, und trat 1804 in sein altes Amt wieder ein. Er sollte es nur noch kurze Zeit besetzen und die Demütigung seines mächtigen Gegners nicht erleben. In der Westminsterabtei, wo Pitt begraben liegt, hat man ihm auch ein Denkmal errichtet, und die Nation übernahm die Bezahlung seiner Schulden — Reichthümer zu sammeln hatte er verziehen. Pitt war einer der größten Staatsmänner Englands und aller Zeiten, als Mensch von großer Einfachheit und Liebensewürdigkeit, als Redner von glänzender Dialektik.

**Madonna von Desiderio da Settignano.** (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Die Stadtväter von Solorola, einem Städtchen der Provinz Ravenna, stehen vor einer schweren Entscheidung. In ihrem Stadtschloß, das Isabella von Este wieder aufbauen ließ, steht seit dem 15. Jahrhundert eine in ihrem Auftrage gearbeitete Madonna des berühmten Florentiner Bildhauers Desiderio da Settignano, das Original unserer wohlgetroffenen Wiedergabe. Nach diesem lieblichen Kunstwerk nun, das Eingeweihte an Ort und Stelle mit inniger Freude betrachteten, hat Pierpont Morgan, der amerikanische Milliardär, der auch als leidenschaftlicher Sammler von Werken alter Kunst gilt, die Hand ausgestreckt. Und auf der Hand liegen — 250 000 Lire, ein Preis, des Künstlers wie des Künstlers würdig, 250 000 Lire! So unendlich viel Geld haben die guten Stadtväter wohl noch nie auf einem Haufen beisammen gesehen. Und sie könnten's so gut gebrauchen! Denn die Gemeinde von Solorola ist arm, arm wie die der meisten kleinen Städte — ein Krankenhaus und Schulen wären seit lange



Madonna von Desiderio da Settignano in Solorola.

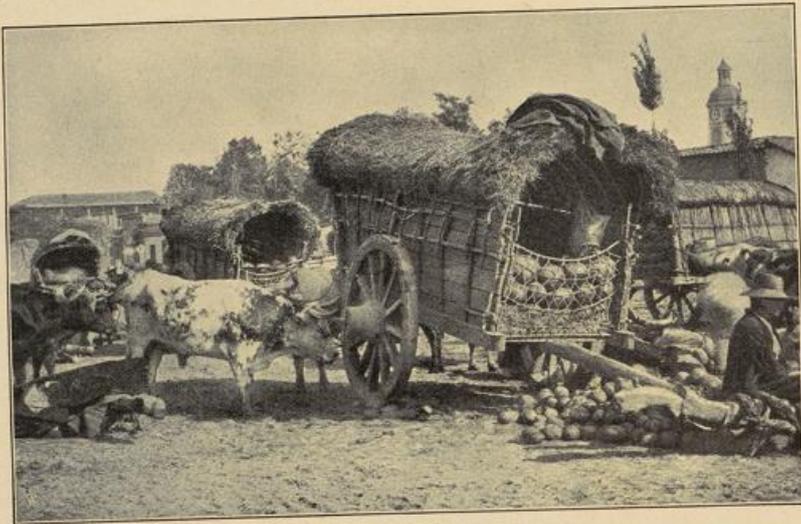
nötig — die Bürger würden, wenn auch schweren Herzens, die alte Madonna hingeben um ein neues Schulhaus! Aber da ist der Staat! Der sieht's nicht gern, daß amerikanische Milliardäre ihre Häuser mit italienischen Madonnen schmücken — zu viele Kunstwerke sind schon um flingendes Gold aus den berühmten italienischen Galerien fortgezogen! Der Staat muß da einen Nagel vorschieben, sonst sind eines schönen Tages die Galerien leer und die fremden Künstler und die reichen „inglesi“, die so viel Geld ins Land bringen, können nicht mehr, weil's nichts mehr zu sehen gibt. Und so sind die Stadtväter von Solarolo in arger Bedrängnis!

**Kastell Jusano.**

(Zu dem Bilde auf Seite 81.) Max Koeder, der Maler unseres stimmungsvollen Bildes, ist vor allem Landschaftler, und der lachende, farbenfrohe Süden, die Schönheit Italiens ist's, die ihm fast alle seine Motive geschenkt hat. Freilich gibt's viele, von bedeutenden Malern stammende, italienische Landschaftsbilder — zieht deutsche Sehnüchtl doch bald zwei Jahrtausende über die Alpen, aber wenig Künstler haben den besonderen Reiz, die Stimmungen des Südens so erfasst, so nachempfunden wie Koeder. Ob er die düstere Zypressenallee der Villa Hadrian, die Terrassen bei Frascati oder das in abendlichem Glanz ruhende Kastell Jusano malt, immer ist Koeder echt, immer weiß er auch im Beschaue jenen unsagbaren Zauber zu wecken, der ihn selbst ergriffen und zum Schaffen angeregt hatte. Die ruhewollen

Brücken, und man muß Flüsse durch passende Furten durchqueren. So ein „Coche“, ein chilenischer Landwagen, ist darum recht massiv gebaut, er ist breitspurig, daß er nicht so leicht umkippen kann, und ist mit Mahlen versehen, die sehr kräftige Stöße aushalten. Bespannt wird er in der Regel mit fünf Pferden, und außerdem begleitet ihn noch ein

Reiter mit drei Erspardieren. Kein Wunder, daß man in der Regel auf eine solche Beförderung verzichtet und lieber an sein Ziel reitet. So ist auch das Verhältnis der Reitenden zu den Fahrenden in Chile gerade umgekehrt wie in Deutschland. Auch für die Beförderung der Waren benutzte man früher viel lieber Pasterie und Maultiere. Im Gebirge ist dies noch heute der Fall. Es gibt Städtchen in den Anden, in denen Karren umbeamtete Dinge sind. Neulich noch erregte ein unternehmender Landwirt, der sich einen Karren für seinen Gemüsetransport an-



Chilenische Karren.

schaffte, in einem venezolanischen Bergstädtchen den größten Unwillen, und es wurde ihm wegen des Straßenlärms, den er erzeugte, die Benutzung seines einzigen Gefährtes verboten. Die fruchtbaren Ebenen und Täler Chiles sind seit lange einer regen Kultur unterworfen und bilden eine Kornkammer, aus der selbst ferne Länder versorgt werden. Kommen doch chilenischer Weizen und chilenische Ballmüsse selbst nach England und Deutschland. In diesen Gebieten sieht man Wagen in Menge, doch sind sie anders als die unrigen. Es sind große, zweirädrige Karren, die mit acht Ochsen bespannt werden. Schon der Reisende, der von Santiago nach dem Badeort Cauquennes mit der Eisenbahn fährt, erblickt sie. Fruchtbar ist die Landschaft; blühende Weizenfelder wechseln mit weiten Wiesenflächen, auf denen das Vieh behaglich weidet; man könnte glauben, in Holland zu sein. Doch die großen Lastkarren mit den langen Ochsengepannen, daneben eigenartige Reiter mit breitkrämpigen Hüten, mit farbigen Ponchos, den frankreichreichen, ledernen Beinleidern oder Stiefeln, mit schweren Holzschuhen an den Steigbügeln und riesigen Sporen, erinnern ihn wieder daran, daß er chilenische Landstraßen kreuzt.

**Vor Swakopmund.** (Zu den nebenstehenden Bildern.) Das wenig freundliche Verhalten der Engländer gegenüber der deutschen Einfuhr in Walvischbai nötigte schon frühzeitig die Verwaltungsbehörde von



Die von den Eisenbahnruppen gebaute Landungsbrücke.

Baumwipfel, der heimliche Springquell im alten Steinbecken, das stehende Wasser im blumigen Gras, darüber ein sanftglühender Abendhimmel! — welcher Frieden, welcher frommes Schweigen liegt darin! Max Koeder ist einer der „Auserwählten“, von dem wir noch viel Schönes erhoffen dürfen. — Kastell Jusano liegt höchst malerisch zwischen schlanen Felsen eine halbe Stunde vom Meere entfernt bei Ostia, der alten Hafenstadt Lathums an der Mündung des Tiber. Es wurde zum Schutz gegen Seeräuber im 16. Jahrhundert gegründet und ist zur Zeit an den König Viktor Emanuel III. vermietet.

**Chilenische Karren.** (Zu dem obenstehenden Bilde.) Eine Landfahrt im Wagen gehört in Chile nicht zu besonderen Annehmlichkeiten, denn die Landstraßen sind nur zu häufig grundschlecht, und wenn man von den Hauptverkehrslinien abbiegt, so fehlen sogar

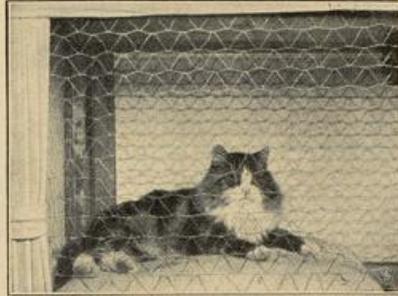


Die neuen Anlagen an der Role, Swakopmund.

Deutsch-Südwestafrika, nach einem geeigneteren Hafen innerhalb des deutschen Schutzgebietes Ausschau zu halten. Es war nicht leicht, diese Aufgabe zu lösen, denn die troillose öde Küste dieses Gebietes bietet keine natürlichen geschützten Hafenplätze, und auch sonst ist der Zugang zu ihr durch eine eigenartige Brandung erschwert, die selbst bei stiller See einen schwer passierbaren Gürtel von Brechern erzeugt. Im Jahre 1893 begann der Kreuzer „Halle“ nach geeigneten Landungsplätzen zu suchen. Er fand einen solchen an der Mündung des Swakopflusses, wo Curt von François bereits eine Station errichtet hatte, die aus einigen Wellblechhäusern bestand. Das Schiff konnte in 8 Faden Wasser vor den Stationshäusern auf der Reede ankern, und die Landung erwies sich möglich, obwohl die Dünung zuweilen hoch stand. Aus diesen kleinen Anfängen sollte sich Swakopmund rasch zu der ansehnlichen Eingangsporte in unsere Kolonie entwickeln. Eine Zeitlang waren die Hafenanlagen allerdings nur unbedeutend, aber schwere Schicksalsschläge, die das Schutzgebiet trafen, forderten die Entwicklung der neuen Siedlung. Die Kämpfe und kriegerische Verwicklungen machten den Bau einer Eisenbahn zur Notwendigkeit. Zu ihrem Ausgangspunkt wurde Swakopmund gewählt, und die deutschen Eisenbahntruppen nahmen den Bau in Angriff. Aber die Landung war immerhin sehr beschwerlich. Menschen und Güter mußten auf der Reede vom Dampfer auf Boote und Fahren gebracht und durch die Brandung gesteuert werden. Das war mit Unkosten, Zeitopfern und auch Verlusten durch Strandung verknüpft. Es war somit ein dringendes Bedürfnis, eine Landungsbrücke zu errichten, die wenigstens über die schlimmsten Brandungslinien hinausreichte und so das Löschen der Schiffsladung erleichterte. Ältere Eisenbahntruppen lösten nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten auch diese Aufgabe. Die Landungsbrücke ist da, und es ist auch Vorförge getroffen, daß sie erhalten bleibt. Die Verbindung bildet für sie die Hauptzufahrt, und darum sind im neuesten Reichsetat 500 000 Mark für Baggararbeit in Swakopmund eingestellt. Der jüngste Feldzug gegen die Herero und Hottentotten steigerte den Schiffsverkehr ungemein, und so entstanden in der Nähe der Landungsbrücke neue Anlagen. Von der See aus bietet heute Swakopmund ein Bild reger Tätigkeit. Immer größer wird die Zahl der Häuser und der Schuppen, die sich um das turmartige Bahnhofsgelände gruppieren. Boote, Fahren und Baggar beleben des

weiteren den Strand. Hoffentlich wird diese Entwicklung von Bestand sein und Swakopmund auch in den nahenden Friedenszeiten sich als Handelsplatz günstig entwickeln.

**Dodo.** (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Grazios und hochmütig, im vollen Bewußtsein ihrer Schönheit und ihrer „preisgekrönten“ Raffineschtheit ruht „Dodo“, der Glanzpunkt der kürzlich in Berlin stattgehabten Internationalen Katzenausstellung, auf dem Kissen ihres behaglich eingerichteten Käfigs. Wenn es so etwas wie „blaues Blut“ beim Katzengeschlecht gibt, so fließt es rein in Dodos Adern. Freilich, „blaublütig“ waren viele der ausgestellten Katzen! Wahre Prachtexemplare jeder Größe und Gattung, Farbe und Behaarung konnte man da beisammen sehen, und es mag den Preisrichtern nicht leicht gewesen sein, den Apfel des Paris der „Würdigen“ zu geben. Nicht nur aus Berlin, sondern aus Bayern und Württemberg, Hamburg — ja sogar vom fernen Ausland her waren die Bewerberinnen um den Schönheitspreis herbeigeleitet. Biedere Hauskatzen, gewandt im Mäusefang, oder im Dienste seiner alter Damen aufgewachsen, kurzhaarige Hyperlagen von prächtiger Zeichnung, nubische Katzen — die ältesten des ganzen Geschlechts! — schon im Altertum geehrt und von den alten Ägyptern sogar zu den Tempelgötterinnen gezählt, Malteser- und Marthäuer- und herrliche Angorakatten, saßen sich da in den Ausstellungs-



„Dodo“, die Preisgekrönte.

räumen am Köllnischen Fischmarkt präsent und eierständig gegenüber. Alle Farbvarietäten, alle Arten von Streifen- und Fleckenzeichnung gab es zu sehen, von der grauen, schwarzgestreiften Tigerkatze bis zur gelblichen Hyperlage mit schmaler Querstreifung, von den einfarbigen Exemplaren in Reinweiß, Schwarz, Gelb oder Grau, bis zu „gekrönten“ oder drei- und vierfarbigen Angoralagen war jede Nuance, jede Schattierung vertreten. Besonders Aufsehen erregte Fräulein Mullini II, ein Geschenk des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern an den Bundesvorstand, sowie die famesischen „Königskatten“ und köstliche weiße Angora mit „blauen Augen“! Aber das Schönste des Säbönen war eben doch „Dodo“, der edle Kater, der im Jahre 1899 zu Paris schon einmal den großen Preis von 5000 Franken bekam!

**In den Alpen Neuseelands.** (Zu dem untenstehenden Bilde.) Südwestlich von Australien liegen in der Südhöhe die beiden Hauptinseln von Neuseeland, umgeben von einem Kranz kleiner Eilande. In ihrer Gestalt ähneln sie durchaus der Halbinsel Italien und sind von gleicher



In den Alpen Neuseelands.

Größe. Gesundes Klima und fruchtbarer Boden haben in früheren Zeiten zahlreiche Ansiedler in diese entlegene Welt gelockt. Später leiteten Gebirge einen weiteren Einwanderungsstrom nach den Inseln; aber auch die Welttouristen landen gern an diesen Gestaden, denn Neuseeland ist reich an großen Naturwundern. Die Nordinsel bietet in ihren heißen Quellen und Geysern die eigenartigsten Landschaftsbilder, und die Südinselfordert durch ihre Alpen das Interesse des Bergsteigers heraus. Diese Gebirgskette Neuseelands sind zwar nicht so hoch wie unsere europäischen Alpen, ihr höchster Gipfel erreicht im Mount Cook nur die Höhe von 3768 Metern; aber die Berge sind schon von 2300 bis 2400 Meter an mit ewigem Schnee bedeckt, und die Gletscher sind in ihnen in geradezu großartiger Weise entwickelt. Sie überragen an Ausdehnung weit die unserer Schweizer Alpen und wetteifern mit den Eisgebirgen des Himalaja. Kaum irgendwo in der Welt kann man so deutlich die Wirkungen der Eisgewalten auf dem Gebirge studieren.

Dazu kommen die großen Temperaturunterschiede. Auf den höchsten Höhen herrscht hier infolge der klaren Luft um Mittag eine Temperatur von +30 Grad Celsius und darüber, und in der Nacht sinkt sie häufig selbst auf -15 Grad Celsius. Dadurch wird die sprangende Wirkung des Eises ganz besonders gesteigert, und überall zeigen die Berge wild zerklüftetes Gepräge, scharfe Grate und spitze Zacken. Am Westufer fallen die Alpen steil gegen das Meer ab, und hier haben sich zahlreiche tiefe Fjorde gebildet, die von steil aufsteigenden Bergen umrahmt sind; an der Ostseite flacht sich das Gebirge sanfter ab, und hier schneiden Seitentäler tief in sein Massiv ein: ihren reizendsten Schmuck bilden aber zahlreiche klare Alpkseen, in denen sich die schneegekrönten Berggipfel widerpiegeln. Unsere Abbildung gibt eine dieser großartigen Naturgenieen in charakteristischer Weise wieder; es handelt sich um eine sogenannte Mondscheinaufnahme, in der die Umrisse der Berge besonders scharf hervortreten. In unseren Alpen bilden die kultivierten Täler einen Gegensatz zu der erhabenen Wildnis des Hochgebirges, das erhöht den Landschaftsreiz und macht die Alpen besonders schön. In Neuseeland fehlt dieser Gegensatz, hier ist alles wild: an den Ufern der Seen düstere Waldungen, weiterhin überall nackter Fels und chaotisches zertrümmertes Gestein und zuletzt die Eis- und Schneepanzer, von denen unaufhörlich, im Gegensatz zu unseren Alpen, nicht nur am Tage, sondern auch in der Nacht donnernde Lawinen sich lösen. Freilich auch diese unwüchsige, titanische Wildheit hat ihre schönen erhabenen Seiten, und so mehrt sich die Zahl der Reisenden, die die „südlischen Alpen“ aufsuchen. Ihre wissenschaftliche Erforschung ist zum großen Teil durch Deutsche eingeleitet worden. Dieffenbach, Hochstetter, N. v. Lendenfeld und Kroneder haben sich in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet.

**Mandschurisches Brautpaar.** (Mit obenstehender Abbildung.) „Wangen wie die Mandelblüte, Lippen wie die Pfirsichblüte, der Leib wie ein Weidenblatt und Augen so munter wie in der Sonne glitzerndes Wassergeräusch.“ Also begann ein Dichter des ferneren asiatischen Ostens eine Schöne seines Volkes, und also oder ähnlich hat man dem jungen Mandschu, dem Sohn reicher Eltern, seine künftige Frau angepriesen. Er hatte sie nicht gekannt, Eltern und Heiratsvermittler besorgten die Verlobung der Kinder. Nun hat er sie gesehen, und vielleicht ge-

fällt sie ihm in dem kostbaren Kleide und im blumengeschmückten Haar. Denn was ist Schönheit? Ein konventionelles Ding, das doch von Volk zu Volk und von Zeit zu Zeit sich wandelt. Einst hatten die Mandschu auch andere Ansichten über Liebe und Ehe, da sie noch vor drei Jahrhunderten ein verwegenes Reitervolk waren, das von Wilden aus zur Eroberung Chinas sich rüstete. Der große Wuß gelang. Mandschu wurden Beherrscher des Reiches der Mitte, aber die Sieger erlagen zuletzt den Besiegten; sie küßten ihre Eigenart ein, sie nahmen den chinesischen Glauben, die chinesische Tracht und Sitte an und wurden auch im Fühlen und Denken Chinesen. Nur die Füße retteten sie; der Bräutigam auf unserem Bilde trägt echt mandschurische Schuhe, Wly genannt, und die Braut hat ihren Fuß nicht verkrüppelt, wie dies bei reichen Chinesinnen Mode ist. Sonst wird sie wie eine Chinesin leben. Nicht nur dem Mann wird sie untertan, sondern auch den Schwiegereltern. Durch Demut und Gehoriam wird sie sich die Zuneigung der Herren im neuen Heim erwerben müssen. Ein Lichtblick für sie, wenn sie einem Sohn das Leben schenkt, traurige Zeiten wird sie aber erleben, wenn sie nur Töchter hat. Sie muß aber ansharen, denn wenn sie alt geworden sein wird, dann wird sie an die Stelle der Schwiegermutter treten und hochgeachtet werden. Sollte aber ihr Mann früher sterben und sie standhaft allen Lockungen einer zweiten Ehe widerstehen, dann wird man der treuen Witwe nach ihrem Tode ein Denkmal setzen, einen Torbogen zum ehrenden Andenken bauen.



From Stereograph Copyright 1904 Underwood & Underwood, London & New York.

**Mandschurisches Brautpaar.**

wie der von der Varietete träumende Studiojus, ein jeder hat im Kalender seinen Lieblingswinkel, etwas, für das er sich ganz besonders interessiert, und mit einer gewissen Spannung wird der neue Jahrgang aufgeschlagen: was mag er Neues, Schönes bringen? Jubelnd hat das Badfischerchen festgestellt, daß — den Bildern nach — „Der prophetische Hase“ von Karl Leo wohl so etwas wie eine Liebesgeschichte sein könnte, trotzdem „Humoristische Erzählung“ darüber steht. Aber den Entschluß, sich mit dem roten Bändchen schleunigst in irgend eine ver-schwiegene Ecke zurückzuziehen, durchkreuzt der Vater, der erst in Gemütsruhe das „Sachliche“ studieren will. Und abends bei Lampenschein liest Mutter die köstliche Hasegeschichte vor und gibt auf vieles Bitten auch noch „Des kleinen Ate Klassenlehrerin“ von Ant. Andrea zu, eine schlichte und doch wunderbar ergreifende Kimbertragödie, die selbst der Bruder Studio nicht ohne mehrmaliges verdächtiges Nüppern anhören kann — Ergreifendheit einzugehen, widerspricht seinen Ansichten von männlicher Verstandeskühle. Was den „Gartenlaube-Kalender“ vor anderen auszeichnet, ist diese schöne Mischung von Ernst und Scherz, von wissenschaftlichen und belletristischen Beiträgen, die ihn so recht zum Familienbuch macht.

**Der „Gartenlaube-Kalender“ 1906.**

Der nun schon im 22. Jahrgang erscheinende „Gartenlaube-Kalender“ ist un-erren Lesern ein lieber, alljährlich mit Jubel neu begrüßter Freund und ein Ratgeber und Lehrer, auf dessen Angaben man sich unbedingt verlassen kann. Mag es sich um die „Genealogie der europäischen Regentenhäuser“ oder um „Statistische Notizen“, um „Post- und Telegraphentarie“ oder „Tagesgedichte“ handeln — man braucht nur im Kalender nachzuschlagen und erhält den kürzesten und doch auch wider eingehendsten Bescheid. Familienvater und Hausfrau, das heranwachsende Töchterchen

Druck und Verlag von Ernst Reil's Nachfolger G.m.b.H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Einzelteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herstellung und Redaktion verantwortlich: Dr. Anton Bettelheim in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.